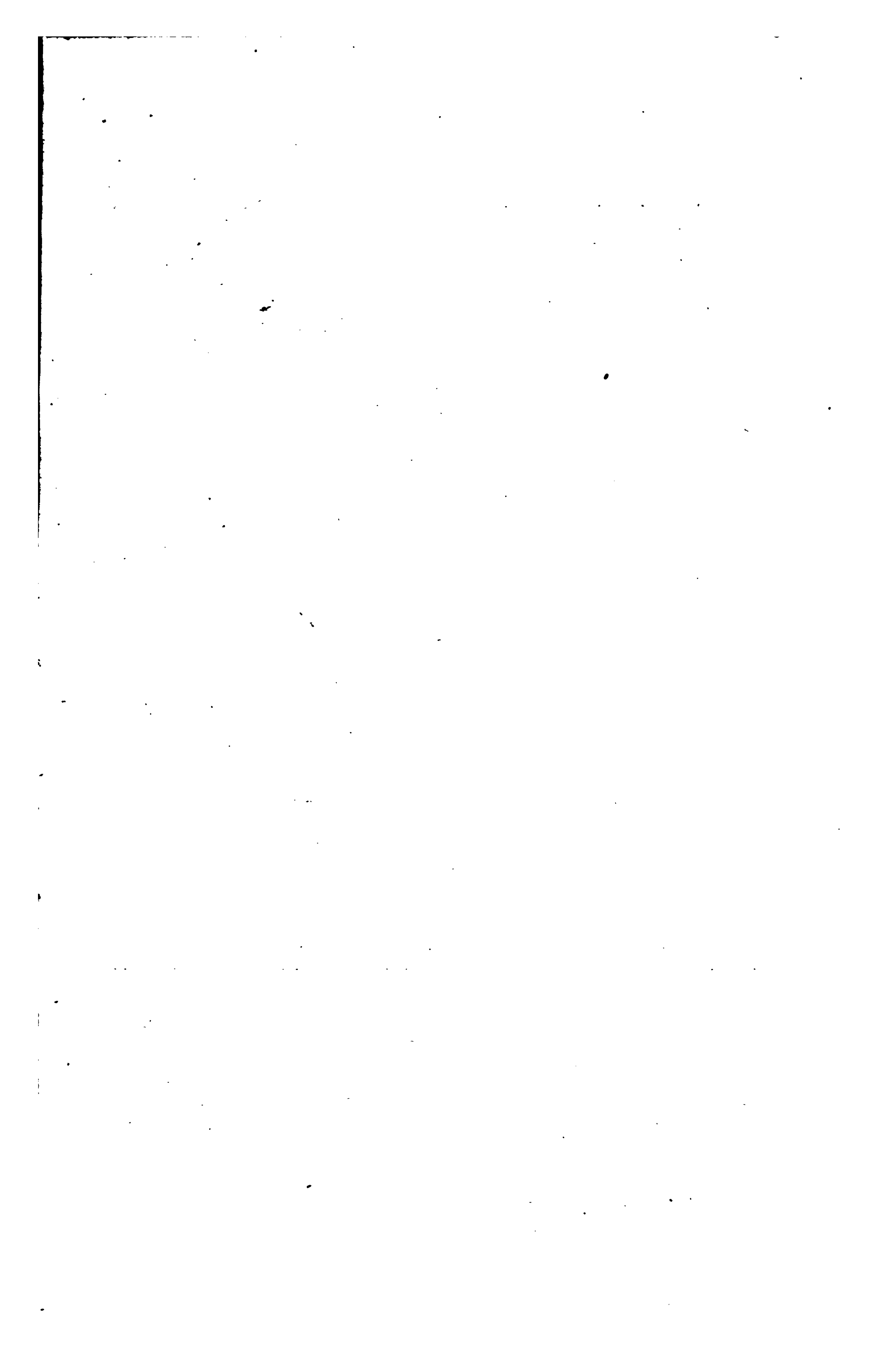


ZUR KRITIK

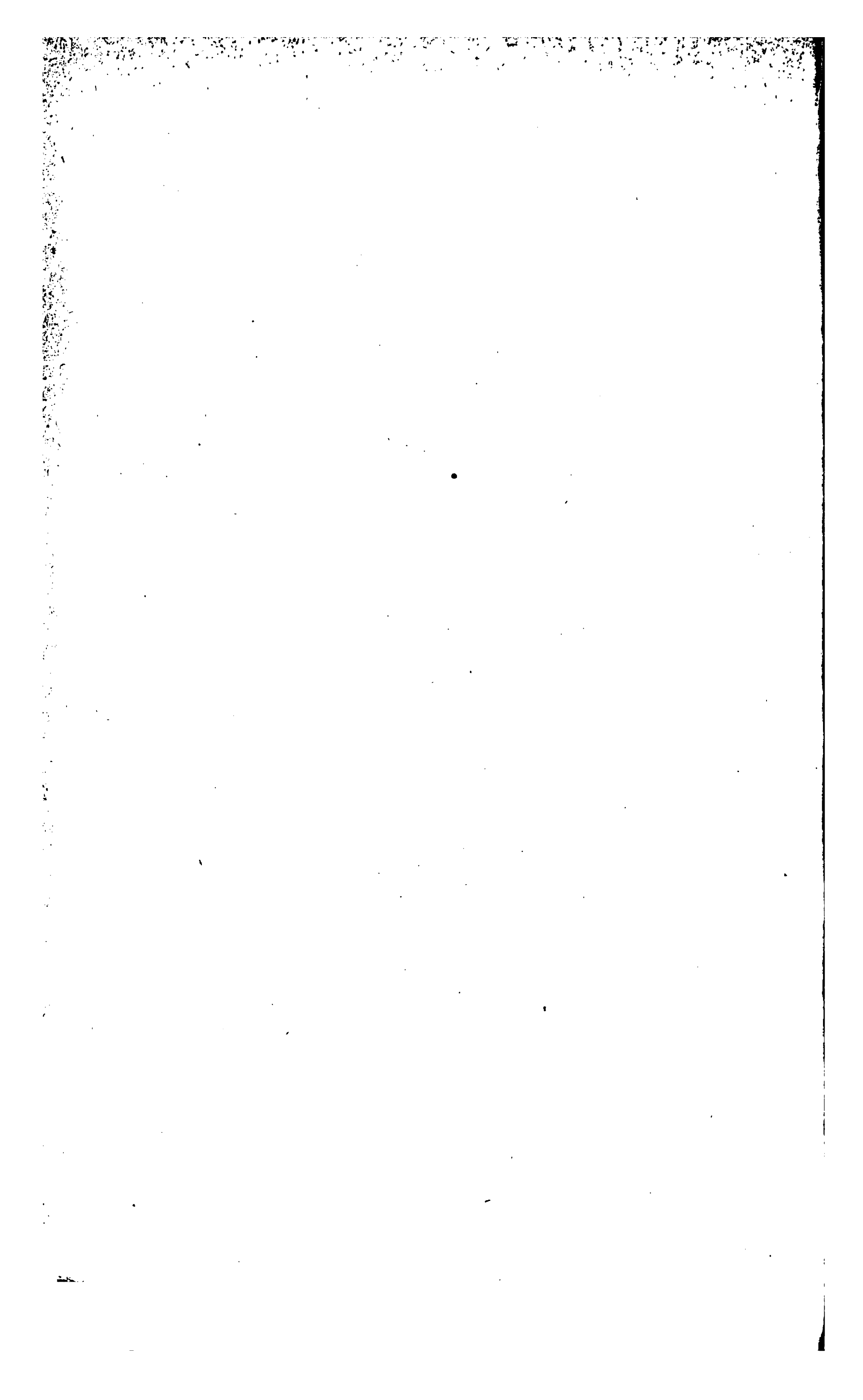
DER

NEUESTEN SPRACHFORSCHUNG.

VON

GEORG CURTIUS.

LEIPZIG
VERLAG VON S. HIRZEL
1885.



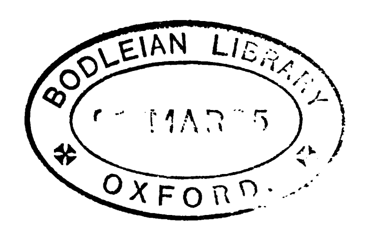
ZUR KRITIK

DER

NEUESTEN SPRACHFORSCHUNG.

VON

GEORG CURTIUS.



LEIPZIG
VERLAG VON S. HIRZEL
1885.

ἐγώ ποτ᾽ αὐτὸς νυκτὸς ἐν μακρῷ χρόνῳ
ἐφρόντισ᾽, οἷός ἐστιν ὀνομάτων βίος

frei nach Euripides.

Sechzig Jahre hat die indogermanische Sprachwissenschaft sich ebenmässig und ohne erhebliche innere Widersprüche entwickelt. Zwar konnte es an Meinungsverschiedenheiten nicht fehlen, die bei der Schwierigkeit der Probleme und der Weitschichtigkeit des Materials wenig verwunderlich sind, auch konnte der schärfer beobachtende wohl bei den einzelnen Forschern verschiedene Auffassungen und Methoden wahrnehmen, und es fehlte nicht an einem gesunden Fortschritt, durch welchen manche anfangs zu einer gewissen Geltung gebrachte Ansicht später aufgegeben und manche Wahrheit erst mit der Zeit erkannt wurde. Aber niemals trat ein förmlicher Bruch mit der Vergangenheit ein, mit verschwindend kleinen Ausnahmen fehlte es an Gelehrten, die völlig neue Bahnen im Gegensatz zu den betretenen empfahlen und in Bezug auf wichtige Gebiete der Forschung Auffassungen zur Geltung zu bringen suchten, welche den bis dahin herrschenden geradezu entgegengesetzt waren. Was derartiges vorgebracht ward, verklang meistens bald gegenüber der laut ausgesprochenen und festgehaltenen Uebereinstimmung der weit überwiegenden Mehrzahl.

Im Jahre 1866 feierte unsre Wissenschaft in ungetheilter, warmer Anerkennung ihres damals noch lebenden Begründers Franz Bopp ihr fünfzigjähriges Bestehen, ohne dass dabei ein principieller Gegensatz hervortrat. Zehn Jahre später lasen wir zuerst von einer neuen oder jungen oder angeblich strengeren Richtung, von der Nothwendigkeit einer wesentlichen Ab-

weichung von den bisher in weiten Kreisen angenommenen Ansichten. Und seitdem haben diese neuen Ansichten sich weiter verbreitet, vielfach lebhafte Zustimmung gefunden und werden trotz der anfangs von manchen Seiten erhobenen Einsprüche und trotz der keineswegs unerheblichen Gegensätze zwischen denen, welche mitten in diesen Anschauungen stehen, jetzt von manchen sogar — ohne dass ein ernstlicher Kampf der Meinungen stattgefunden hätte — als die herrschenden betrachtet, denen gegenüber die früher unbestritten geltenden als veraltet bezeichnet werden. Bei dieser Frage nach dem, was herrscht, vergisst man freilich leicht, dass die Zahl der selbständigen Kenner dieser Gebiete überhaupt keine grosse ist und dass es an mancherlei Widerspruch sehr competenter Forscher keineswegs fehlt*). Auch hat nicht jeder Gelehrte Neigung, an solchem Principienstreit sich zu betheiligen, zumal auf der Seite der älteren Annahmen, und nicht wenige frühere eifrige Mitarbeiter, namentlich fast alle die, deren Hauptstärke im Sanskrit liegt, haben sich seit dem Aufkommen der neuen Meinungen von der Sprachforschung zurückgezogen. Im einzelnen werden wir wiederholt Gelegenheit haben, der Zweifel und Gegensätze zu gedenken, denen wichtige Aufstellungen unter denen begegnen, welche im grossen und ganzen zu den neuen Lehren sich halten.

Doch auf das, was herrscht, kommt es ja überhaupt wenig an. Was heute viel gilt, kann bei dem Hin- und Herfluthen der Meinungen auf den verschiedensten Gebieten morgen versunken und vergessen sein. Dem Wahne, dass das neueste auch immer das beste, wahrscheinlichste, ja das absolut wahre sei, wird sich ein ernster Mann der Wissenschaft doch nicht hingeben wollen. Die Hauptfrage ist die, wo die Wahrheit

---

*) Ich verweise hier beispielsweise auf die feine Erörterung mancher hierher gehöriger Punkte von Ascoli in seiner Lettera glottologica Torino 1881 gegenüber dem von jüngeren italienischen Gelehrten eifrig bekämpften 'Decalogo dei Neogrammatici'.

liegt. Zu dieser Frage einiges beizutragen, ist der Zweck dieser Blätter.

Ich kann nicht finden, dass man darauf sehr viel Eifer verwendet hätte. Am wenigsten hat man sich mit dem zu thun gemacht, was doch eigentlich das erste sein müsste, mit der Prüfung der Gründe, welche für die eine oder die andre Auffassung sprechen. Man hat sich meist damit begnügt, von einigen wenigen nach Art von Grundsätzen hingestellten Behauptungen aus, über welche eine kleine Anzahl von Forschern unter sich einig zu sein glaubte, die neuen Wege zu versuchen. Zwar fehlt es nicht ganz an zusammenfassenden Betrachtungen, unter denen namentlich die ausführliche Erörterung von Franz Misteli in der Zeitschr. f. Völkerpsychologie XI S. 366 ff. XII, 1 ff. und die fast gleichzeitig erschienenen Schriften von Delbrück[1]) und Paul[2]) hervorzuheben sind. Diesen Schriften werde ich manches entnehmen, dem auch ich mit Ueberzeugung beistimme. Aber die Kritik der bisherigen Auffassungen kommt auch in jenen Schriften meines Erachtens nicht ganz zu ihrem Rechte. Beide sind wesentlich eine Empfehlung und Auseinandersetzung der neuen Principien. Punkte von grosser Bedeutung sind dabei übergangen. Ausserdem haben beide merkwürdigerweise bei einem Theil der jüngeren Forscher mehr Widerspruch als Zustimmung, ja sogar eifrige Zurückweisung erfahren. Es scheint fast, dass diese Tadler „für den Fachmann“ überhaupt jede Untersuchung über diese allgemeinen Fragen für überflüssig halten und alles Heil von den nur auf Einzelheiten gerichteten Versuchen erwarten. Und dennoch handelt es sich in den meisten Fällen gerade vor allem andern um die Richtigkeit der angewendeten allgemeinen Principien. Der Gegensatz zwischen den älteren und den jüngeren Anschauungen tritt am

1) Einleitung in das Sprachstudium Leipzig 1880 (2. Aufl. 1884).

2) Principien der Sprachgeschichte Halle 1880.

schärfsten bei Johannes Schmidt hervor, welcher bei seiner feierlichen Aufnahme in die Berliner Akademie der Wissenschaften (3. Juli 1884, Sitzungsbericht S. 6) sogar von einer „Katastrophe" redet, die in der Geschichte der Wissenschaft eingetreten sei.

Vier Punkte sind es, die hier vor allem in Betracht kommen. Der erste betrifft die Lautgesetze, genauer ausgedrückt die Frage, in welchem Umfange der Lautwandel der Sprachen ein völlig consequenter ist. Die zweite Hauptfrage ist die nach der Analogie, mit andern Worten das Problem, in welchem Maasse man dem Nachahmungstriebe in der Geschichte der Sprachen Wirkung und Einfluss zuschreiben darf. Diese beiden Fragen hängen unter einander auf das engste zusammen, indem es sich sehr oft um die Alternative handelt, ob eine sprachliche Erscheinung auf dem ersteren, oder auf dem letzteren Wege entstanden ist. Wesentlich verschieden ist ein dritter Punkt, die Frage nach der Grundlage des indogermanischen Vocalismus, worüber man mit lauter Stimme neue Lehren verkündet und die frühere Auffassung für veraltet ausgibt, ohne dabei alle in Betracht kommenden Fragen berücksichtigt zu haben. Endlich bleibt eine veränderte Stellung der jüngeren Forscher gegenüber den Untersuchungen über die Entstehung der indogermanischen Sprachformen, denen Bopp, wie viele seiner Nachfolger, kühn ins Angesicht schaute, während in neuerer Zeit das Misstrauen gegen diese Art von Forschungen vorherrscht, freilich, wie wir sehen werden, ohne dass man ihrer ganz zu entrathen weiss. Ueber diese vier Punkte will ich Betrachtungen anstellen, die sich mir aus langjährigen Studien ergeben haben, und um deren unbefangene Prüfung ich bitte.

Es lag längst in meiner Absicht, mit diesen hervorzutreten. Aber wiederholte, ernste Störungen meiner Gesundheit hinderten mich daran, und selbst jetzt muss ich aus ähnlichem Anlass rascher abschliessen als mir lieb ist, soll es

nicht damit überhaupt zu spät werden. Das nonumque prematur in annum ist ohnehin schon erreicht.

Niemand wird erwarten, dass diese Betrachtungen auf einen Widerruf der Anschauungen hinauslaufen, die ich mir in jüngeren Jahren im Anschluss an die Begründer unsrer Wissenschaft gebildet hatte. Aber ich habe mich ernstlich bemüht, in die neueren Auffassungen einzugehn und mir aus ihnen zu entnehmen, was ich für richtig zu halten vermochte. Auch glaube ich, dass die Gegensätze zum Theil mehr auf Schein und auf Missverständniss, als auf Wirklichkeit beruhen. Besonders liess ich es mir angelegen sein, bei der Ausführung den Ton persönlicher Polemik zu vermeiden, durch den so leicht die Ruhe der Ueberlegung getrübt und eine gar nicht so erhebliche Meinungsverschiedenheit zu einem unversöhnlichen Gegensatz aufgebauscht wird.

I.

νόμοι ὑψίποδες, οὐρανίαν δι᾽ αἰθέρα τεκνωθέντες
Soph.

Die Lehre, welche zuerst von Leskien aufgestellt, dann namentlich von Brugmann und Osthoff geltend gemacht ist, lautet in ihrer frühesten Fassung*): die Lautgesetze erleiden keine Ausnahmen. In dieser Form umfasste aber dieser Satz noch nicht alles das, was man den bisherigen Annahmen gegenüber als neue Grundlage für die Sprachforschung glaubte bezeichnen zu können. Unter „den Lautgesetzen" konnte man doch nur die für jedes einzelne Sprachgebiet bisher nachgewiesenen und anerkannten Gesetze des Lautwandels verstehen. Unter das Axiom in jener Fassung gehörte es z. B., von dem bekannten gemeingriechischen Lautgesetz, dass ursprüngliches *σ* zwischen Vocalen verklang, keinen Ausnahmefall zuzulassen, oder dem lateinischen Sprachforscher zu verbieten, dass er das intervocalische *s*, das im Lateinischen bekanntlich zu *r* wird, irgendwo als ein altüberliefertes betrachte, folglich auch z. B. das lateinische *nāsu-s* mit skr. *nāsa-s* für identisch erkläre. Nur da, wo für einen Kreis von Wörtern gleicher Art bestimmte Ausnahmen nachweisbar wären, so schrieb man vor, also z. B. für die deutschen Consonantengruppen *sk*, *st*, *sp* mit ihrer, wie Jacob Grimm sagte, „stockenden Lautverschiebung", wo also das weitere Gesetz

*) Delbrück (Einleitung[1] S. 60) nennt diesen Satz ein Aperçu, Wundt Logik II S. 553 ein „logisches Postulat".

durch ein engeres gekreuzt und begrenzt wurde, musste natürlich eine Ausnahme, aber eben eine die Regel zugleich bestätigende, zugelassen werden. Aber bald ging man weiter. Sämmtliche früheren Forscher hatten ohne jedes Bedenken in den verschiedensten Sprachen einen Theil der Lautbewegungen überhaupt gar nicht unter bestimmte Gesetze gebracht. Dass ein auslautender Consonant z. B. im altlat. *duonoro* verklingen könne, während andrerseits an gleicher Stelle und zu gleicher Zeit das ursprüngliche *m* sich unverändert erhielt, dass eine Form mit zwei anlautenden Consonanten, z. B. skr. *str̥* Stern, neben dem gleichbedeutenden *tārā*, sich in demselben Sprachgebiet halten, dass ein auslautender Vocal, ohne dass von einem Gesetz die Rede sein kann, sich im lateinischen *jace* halten, in *fac* aber abfallen könne, dass *ἐθέλω* und *θέλω* neben einander bestehen dürfen, ohne etymologisch verschieden zu sein, auch wenn man den Abfall oder andrerseits den Zuwachs des anlautenden Vocals nicht in die Schranken eines Gesetzes zu bringen vermag, das alles galt bis dahin für zulässig. In diesem Sinne habe ich in meinen Grundzügen der Etymologie für den griechischen Lautwandel zwei Arten unterschieden, den constanten und den sporadischen, und gerade für diese Zweitheilung hat es mir längere Zeit hindurch nicht an mannichfaltiger Zustimmung gefehlt. Ich gestehe sogar, dass ich, selbst wenn — was ich bestreite — das neue Axiom sich in seiner Allgemeinheit wirklich erweisen liesse, heut zu Tage ebenso verfahren würde. Jedenfalls lag darin gegenüber der früheren Vermischung verschiedenartiger Lautveränderung das, was wir ja alle erstreben, eine Begränzung der Willkür. Ich halte mich an den Spruch: Est quodam prodire tenus, si non datur ultra. Das seltne vom durchgreifenden zu unterscheiden, ist doch immer etwas. Damit das letzte Wort gesprochen zu haben in Bezug auf viele schwierige Fragen, habe ich mir nie eingebildet und schon durch den Titel ‘Grundzüge der

griechischen Etymologie' solchem Schein vorgebeugt. In der That hat die fortschreitende Forschung manches seitdem in ein andres Licht gestellt, wie denn z. B. die Abschnitte über Labialismus und Dentalismus nach den von Ascoli und Fick erkannten Thatsachen, wonach nur einer der beiden ursprachlichen K-Laute labialisirt und andrerseits dentalisirt, der andre unverändert fest gehalten wurde, jetzt nicht mehr als blosse Abweichungen von der constanten Regel, sondern als besondre, gesetzmässige Unregelmässigkeiten erscheinen. Aber das Streben, jedes Schwanken unbedingt zu beseitigen und der Sprache den Vorwurf zu ersparen, dass sie, wie man sich ausdrückte, „einer wissenschaftlichen Erkenntniss nicht zugänglich sei", richtete sich sehr bald mit Entschiedenheit gegen die ganze von mir aufgestellte zweite Weise der Lautbewegungen und überhaupt gegen die Zulassung irgend einer rein lautlichen Bewegung, die nicht innerhalb desselben Sprachgebiets und zu derselben Zeit völlig constant geworden wäre. Der Gegensatz spricht sich am schärfsten aus in dem, was im ersten Heft der „Morphologischen Untersuchungen von Osthoff und Brugmann (L. 1878) S. XIII" als erster „methodologischer Grundsatz" der „junggrammatischen Richtung" hingestellt wird. „Aller Lautwandel, soweit er mechanisch vor sich geht, vollzieht sich nach ausnahmslosen Gesetzen". Der relative Zwischensatz 'soweit er mechanisch vor sich geht' erklärt sich aus den an andern Stellen von den Verfassern ausgeführten Untersuchungen und Aufstellungen über die Analogiebildungen, Anlehnungen, Aus- und Angleichungen, über deren Wesen wir in dem zweiten Abschnitte dieser Schrift zu handeln haben. Der Zwischensatz bedeutet also nichts andres, als 'so weit nicht Analogie in Betracht kommt', man kann daher in andrer Weise die Lehre auch so fassen: „Es gibt in den Sprachen überhaupt keine Lautbewegung, welche nicht entweder auf einem Gesetze beruht, das während eines begrenzten Zeitraums für ein bestimmtes Sprach-

gebiet ausnahmslos gilt, oder aus Analogie hervorging". Die Tragweite dieser Behauptung ist augenscheinlich eine sehr grosse. Die Behauptung erstreckt sich auf alle Sprachen und gibt sich als eine Wahrheit, welche etwa nach der Art mathematischer Grundsätze weder bewiesen wird, noch auch des Beweises bedarf, so dass wir ein Recht hatten sie als ein Axiom zu bezeichnen, und dass die Annahme jenes Grundsatzes von den italienischen Forschern, denen wohl niemand Laxheit vorwerfen kann, nicht unpassend '*nuova fede*' benannt ward.

Wo es sich um sehr weit reichende allgemeine Behauptungen handelt, die plötzlich in einer überraschenden Weise unter mannichfaltiger Zustimmung aufgestellt werden, wird man, denke ich, nicht bloss auf diese Zustimmungen, sondern auch gern auf die Stimmen solcher hören, welche unbefangene Kritik daran üben. Es lohnt sich das, glaube ich, auch hier. Wir wollen uns daher zunächst die Urtheile derer vorführen, welche, dieser Richtung von Haus aus fernstehend, Bedenken dagegen geäussert haben, und dann zusehen, wie sich das Urtheil derer im weitern Verlaufe der wissenschaftlichen Untersuchung gestellt hat, die im wesentlichen jenem Axiom zugeneigt sind. Eine scharfe Entgegnung fand die neue Richtung in den Gött. Gel. Anz. vom Jahre 1879 (S. 641 ff.). Diese sehr ausführliche Kritik von Bezzenberger stösst allerdings theilweise durch einen sehr verletzenden, aus persönlicher Gereiztheit hervorgegangenen Ton ab. Aber die allgemeineren Erwägungen, in welchen, z. B. S. 650 ff., der Kritiker zum Theil die gemeinsamen Erwägungen mehrerer Göttinger Sprachforscher wiederzugeben scheint, sind, glaube ich, beachtenswerth. Es wird dort betont, dass in der Geschichte der Sprachen „ein Lautwandel sich zunächst immer nur bei einem [?] oder mehreren Individuen aus Gründen, die sehr verschieden sein können, entwickelt"*). Nach diesen richteten sich meh-

*) Ein belehrendes Beispiel von einer allmählich fortschreitenden Lautveränderung, bei der von Consequenz keine Rede sein kann, ist die

rere, und „indem diese nun auch ihrerseits Gefallen an der neuen Sprechweise hervorrufen, verbreitet sich dieselbe weithin und kann zunächst innerhalb des Dialekts, dann aber auch innerhalb der Sprache, welcher dieser Dialekt angehört, die allein und überall ausschliesslich herrschende werden. Sie kann es werden, sie muss es nicht, denn es besteht die Möglichkeit, dass sie nicht allgemein, sondern nur partiell Gefallen und Nachahmung findet, indem ihrer Verbreitung an einem oder mehreren Punkten des Sprachgebietes, in dem sie nachgeahmt wird, ein nachhaltiger Widerstand entgegen tritt, weil dort die ältere Sprechweise mehr gefällt u. s. w. Entstehen hierdurch sehr einschneidende Gegensätze, so tritt eine Spaltung jenes Sprachgebietes in Dialekte ein, die sich an ihren Gränzen später häufig ausgleichen; ist das nicht der Fall, so tritt im Laufe der Zeit eine Ausgleichung der verschiedenen Sprechweisen in der Art ein, dass in bestimmten Wörtern oder Formen die eine, in andern eine andre Sprechweise zur Anwendung kommt". Es wird dies durch Beispiele aus verschiedenen Sprachen erläutert. Wenn wir in dem obigen Urtheil die Stimme empirischer Sprachforscher vernehmen, so tritt uns in dem jetzt anzuführenden Ausspruch die eines Philosophen entgegen. Die kleine Schrift von L. Tobler „über die Anwendung des Begriffes von Gesetzen auf die Sprache" in der Vierteljahrsschrift für wissenschaftl. Philosophie Bd. III Hft. 1 griff recht tief in diese Fragen ein. Tobler zeigt unwiderleglich, dass das, was man mit Lautgesetzen bezeichnet hat, etwas von den Naturgesetzen, wie sie in der Physik oder Chemie beobachtet sind, wesentlich verschiedenes ist. „Die sogenannten Lautgesetze, heisst es S. 46 der erwähnten Schrift, bilden eine heilsame Schranke gegen

---

zu Cicero's Zeit durchdringende Aspiration des *c* zu *ch* in einem kleinen Kreise lateinischer Wörter: pulcros, sepulcrum, die Cicero Orator 48, 160 bezeugt und Roscher Stud. II 144 bespricht.

subjective Willkür, wie sich solche besonders früher in zügellosem Etymologisiren äusserte, aber es ist ebenso wohlthätig, dass auch sie selbst in der Natur der Sache Schranken finden, und dass dadurch dem übermächtigen Trieb nach geistloser Mechanisirung auf diesem Gebiet eine Schranke gesetzt sei." Und weiter lesen wir: „Unter den sogenannten Lautgesetzen sprechen gerade diejenigen, denen am ehesten ausnahmslose Richtigkeit zuerkannt werden mag, einfache Thatsachen als solche aus, deren Kenntniss für den Sprachforscher höchst wichtig, ja absolut nothwendig, aber mit keiner Einsicht in den Grund oder auch nur in die genauere Art und Weise des betreffenden Vorgangs verbunden ist". Die Folge dieser Auseinandersetzung war, dass einer der eifrigsten Vertreter der neuen Ansichten, Hermann Paul, in seinen „Principien der Sprachgeschichte" (Halle 1880) S. 55 sich folgendermassen ausspricht: „In dem Sinne, wie wir in der Physik oder Chemie von Gesetzen reden, ist der Begriff Lautgesetz nicht zu verstehen. Das Lautgesetz sagt nicht aus, was unter gewissen allgemeinen Bedingungen immer wieder eintreten muss, sondern es constatirt nur die Gleichmässigkeit innerhalb einer Gruppe bestimmter historischer Erscheinungen"*). Das klingt ganz anders als das, was derselbe Gelehrte früher über diesen Punkt bemerkte, wo „von absoluter Nothwendigkeit" die Rede war und die Aehnlicheit mit chemischen und physikalischen Gesetzen streng festgehalten wurde. Tobler ist dann in seiner Recension von Paul's Schrift im Litteraturblatt für Germ. und Roman. Philologie 1881 S. 121 ff. wieder auf diese

---

*) Aehnlich drückt sich Delbrück Einl.[2] 130 aus: „Mit chemischen oder physikalischen Gesetzen haben offenbar diese geschichtlichen Gleichmässigkeiten keine Aehnlichkeit" und Scherer Zur Geschichte der deutschen Sprache[2] 17 Anm.: „Die Lautgesetze sind nur empirische, keine echten Gesetze". Vergl. Anzeiger für das deutsche Alterthum X (1884) S. 378 f., Friedr. Müller, Techmer's Zeitschr. I, 1 „Sind die Lautgesetze Naturgesetze?"

Fragen zurückgekommen und hat dort weiter ausgeführt, dass eine so strenge und apodiktische Weise in der Behandlung der Lautgesetze in der Sprachwissenschaft, insofern diese es mit etwas historisch gewordenem zu thun habe, nicht am Platze sei.

Auch von andern Seiten hat es nicht an Einwendungen und Entgegnungen gegen jene Aufstellungen gefehlt. Ich begnüge mich hier, auf folgende Schriften hinzuweisen. Collitz in seiner Recension von Osthoff-Brugmann's Morphol. Unters. Heft 1 in der Zeitschrift für deutsches Alterth. XXIII (1879) S. 320. Whitney unter andern in den Proceedings of the American Philolog. assoc. July 1882 p. XVIII*). Die italienischen Gelehrten Fumi, in der Schrift La Glottologia e i Neogrammatici (Napoli 1881) und d'Ovidio, d'un recente libro di Delbrück etc., Rivista di Filologia Anno X fasc. 5, 6, kommen zu ähnlichen Ergebnissen. Diese Entgegnungen, vielleicht auch eigne weitere Erwägungen der Sache, blieben selbst auf die ersten Begründer der neuen Lehre nicht ohne Wirkung. Die anfangs schroff und bedingungslos aufgestellte Behauptung wurde vorsichtiger gefasst und zum Theil eingeschränkt. Ich verweise namentlich auf Delbrück's Einleitung in das Sprachstudium. Hier wird trotz aller Bedeutung, welche der Verfasser dem neuen Satze beimisst, doch [1] S. 115 = [2] S. 116 offen eingeräumt, „auf induktivem Wege kann die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze nicht bewiesen werden“. Wir fragen unwillkürlich, ob denn dies auf deductivem Wege möglich ist. Wir sahen soeben, wie die deductive Behandlung der Frage bei Tobler jene Behauptung durchaus nicht bekräftigte, und wenn Delbrück doch wieder in dieser Beziehung von Naturnothwendigkeit redet, so vermag ich darin den ebenangeführ-

---

*) Dort heisst es in Bezug auf die Lehre „that the laws of phonetic change work absolutely and without real exceptions“, „a dogma which is at least premature and may perhaps be finally found undemonstrable“.

ten Einräumungen Paul's gegenüber einen Fortschritt nicht zu erkennen.

Bei Delbrück wird ausserdem mehr als bei seinen Vorgängern betont, dass die unbedingte Regelmässigkeit der Lautbewegung sich hauptsächlich in solchen Sprachen nachweisen liesse, die ([2] S. 113) „noch dem Naturzustande möglichst nahe stehen. Die Schriftsprachen zeigen stets eine Menge von Worten, welche von anderswoher entlehnt sind, sei es aus fremden Sprachen, sei es aus verwandten Dialekten, sei es endlich aus früheren, nur noch in Litteraturdenkmälern vorhandenen Perioden derselben Sprache, Entlehnungen, welche zum Theil so mit dem einheimischen Sprachmaterial verwachsen sind, dass sie von dem Sprechenden nicht mehr als fremd gefühlt werden". Ich möchte hier die Frage anfügen, wo uns denn solche dem Naturzustand näherliegende Sprachen wirklich vorliegen. Es würde sich vielleicht lohnen, in solchen Sprachen oder Mundarten, welche von der Cultur möglichst unberührt sind, Untersuchungen in Bezug auf den Lautwandel vorzunehmen. Jedenfalls sind die meisten indogermanischen Sprachen, auf welche die neuen Principien vorzugsweise angewandt sind und beständig angewandt werden, nicht von jener Art. Das Sanskrit, das Griechische, das Lateinische sind in eminentem Sinne Cultursprachen und es fragt sich doch wohl, ob wir aus der Fülle der hier vorliegenden Thatsachen jenen Naturzustand überhaupt ungetrübt herauszuschälen vermögen. Hier liegt also ein Widerspruch vor. Man stellt ein Axiom an die Spitze, das wenigstens „vorzugsweise" in jenen mehr vorausgesetzten als factisch nachgewiesenen Naturmundarten gelten soll und wendet es ohne alles Bedenken auf Sprachen an, die von ganz andrer Art sind.

Wenn wir also schon in Delbrück's Bemerkung eine Einschränkung des ursprünglich viel schroffer gefassten Axioms finden, so kann man eine weitere Einschränkung darin erkennen, dass örtliche und zeitliche Mischungen in Bezug auf

die Laute der Sprache anerkannt werden. Dass Entlehnungen aus andern Sprachen oder Dialekten bei jener Grundforderung eingeräumt werden müssten, war schon von Anfang an wenigstens „im Princip“ anerkannt, wenn auch bei der Einzelforschung ausserordentlich wenig in Betracht gezogen*). Aber neu tritt bei Delbrück der Gedanke hervor, dass die Produkte einer früheren Zeit sich bis in eine spätere erhalten und auf diese Weise Ausnahmen von den Lautgesetzen erklären könnten. Ich halte diesen Gedanken für einen ebenso glücklichen, als unabweisbaren und tiefgreifenden. Auf dieselbe Fährte wird auch Paul in dem erwähnten Buche (S. 129) geführt, indem er residua aus einer älteren Zeit in allem geschichtlich gewordenen annimmt. Diese zweite Einräumung hat offenbar eine ungemein grosse Tragweite. Derselben Betrachtung begegnen wir bei Tobler in der erwähnten Recension. Er sagt: „Warum sträubt man sich so sehr, Reste von Uebergangszuständen anzunehmen, welche auch aus vergangener Zeit da und dort noch vereinzelt sich erhalten haben können neben der in derselben oder in andrer Richtung vorgerückten Bildung?“ In der That gibt es wohl kein Gebiet geschichtlichen Werdens, in welchem alles aus einem Gusse wäre. Ich denke an Gebiete, die wir mit gutem Rechte der Sprache vergleichen dürfen, wie das des Rechts, der Sitte, des Staatslebens. Warum sollen wir zwischen diesen und dem

*) Delbrück sagt [2] S. 114, das Eindringen von Fremdwörtern in eine Sprache beeinträchtige die ursprüngliche Constanz des Lautwandels ebensowenig wie das Eindringen einzelner Neger die Reinheit eines Volkstypus. Das ist principiell ganz richtig. Könnten wir nur diese sprachlichen Eindringlinge in jedem Falle ebenso leicht an ihrem Klange erkennen, wie die Neger an ihrer Hautfarbe! Aber wie schwer ist es häufig, bestimmt nachzuweisen, dass überhaupt Mischung stattfand, besonders bei einander nahe stehenden Mundarten, bei unsrer mangelhaften Kenntniss derselben u. s. w. Noch schwerer ist es, bei der Einmischung volksthümlicher Elemente in die Schriftsprache, die hier doch auch in Betracht kommt, jedesmal eine scharfe Grenze zu ziehen, z. B. im Lateinischen.

Sprachleben, gerade ausschliesslich nach der lautlichen Seite hin, eine unübersteigliche Schranke ziehen? Die nothwendige Unterscheidung der in Bezug auf die Laute dem Naturleben viel näher stehenden Sprache braucht desshalb nicht übersehen zu werden.

Ich selbst habe diese Fragen in der 5. Aufl. meiner Grundzüge S. 425 ff. erörtert. Neben allgemeineren Bemerkungen, die hier nicht wiederholt werden sollen, habe ich namentlich eine grössere Reihe von anerkannten Thatsachen, vorzugsweise aus dem Griechischen, aber auch aus andern Sprachen, vorgeführt, bei denen jenes Axiom von der unbedingten Constanz der Lautbewegung schwer durchführbar ist. Delbrück antwortet darauf S. 115 Anm.*), indem er auf dreierlei Weise wenigstens einen kleinen Theil der von mir hervorgehobenen Fälle erklären zu können glaubt, ohne dass jenes Axiom dadurch beeinträchtigt wird. Man müsse nämlich, sagt er, erstens untersuchen, ob Entlehnung vorliege. „Das wird z. B. der Fall sein bei *κίδναται* neben *σκίδναται* und *τέγος* neben *στέγος*.“ In der That dürfte es aber sehr schwer sein, die Verschiedenheit der Laute hier aus ursprünglicher Dialektverschiedenheit zu erklären. Bei Homer stehen Formen wie *διασκιδνᾶσι* *E* 526, *σκίδναται* *Λ* 308 neben *κίδναται* *Θ* 1. Man könnte hier also nur an Vermischung äolischer und ionischer Formen denken. Aber bei Sappho 27 Be.[4] lesen wir *σκιδναμένας*, folglich kann die kürzere Form, falls man nicht Schreibfehler annehmen will, nicht auf Aeolismus beruhen; ebensowenig aber die vollere. Denn bei Thuk. VI, 98 lesen

*) In der zweiten Auflage der Einleitung ist diese Anm. fortgelassen. Beibehalten aber ist S. 130 das offene Geständniss: „Es ist zuzugeben, dass völlige Gleichmässigkeit des Lautwandels sich nirgend in der Welt der gegebenen Thatsachen findet“. Dennoch habe ich die Bemerkungen gegen die Worte der 1. Aufl., da sie einmal geschrieben waren, nicht fortgelassen, weil sie vielleicht der Sache zu gute kommen können.

wir *ἀποσκίδνασθαι*. Was *στέγος* und *τέγος* betrifft, so erscheint die kürzere Form in der Odyssee, bei Aristophanes und Thukydides, die vollere bei den Tragikern. In attischer Prosa, wie schon bei Herodot ist daneben das Femininum *ἡ στέγη* geläufig, das sich an das Verbum *στέγειν*, an *στεγνός*, *στεγανός* u. s. w. anschliesst. *Τέγος* dagegen hat bei Homer nur das Adj. *τέγεος Z* 248 und ausserdem etwa den Namen der Stadt *Τεγέα* zur Seite. Hier ist augenscheinlich kein Boden für mundartliche Unterscheidung. Zweitens, meint Delbrück, sei jedesmal zu fragen, ob eine Wirkung der Analogie vorliege. Auf dies Gebiet kommen wir im zweiten Abschnitt dieser Schrift zu sprechen, wesswegen ich es hier übergehe. Drittens frage es sich, ob unter einem Zeichen vielleicht zwei Laute verborgen seien, ein Fall, auf den ich selbst in jenen Untersuchungen hingewiesen hatte. So verhalte es sich wahrscheinlich mit dem Digamma, so werden *σ* mit consonantischem *ϝ* zu *σσ* (*σ*), während *σ* vor halbvocalischem *ϝ* abfalle. Ich bestreite diese Erklärung als Möglichkeit durchaus nicht. Aber offenbar ist es bei allen nicht mehr lebendigen Sprachen in den meisten Fällen kaum ausführbar, die verschiedene phonetische Geltung desselben Zeichens wirklich nachzuweisen. Wir laufen dabei Gefahr, in einen circulus vitiosus zu gerathen, indem wir einerseits die auffallende Thatsache durch jene Hypothese zu erklären suchen, andrerseits aber diese nur hypothetisch angenommene Form sofort benutzen, um das angenommene Axiom gegen Zweifler zu vertheidigen.

Um einmal eine Einzelheit mitten in diese allgemeinen Fragen zu werfen, scheint sich mir auf diese Weise die auf den ersten Blick recht befremdliche Verwandlung von *δ* vor *μ* zu *σ*, z. B. im att. *ὀσμή* statt des epischen, ionischen, vielleicht sogar (Rutherford, Phryn. p. 164) xenophonteischen *ὀδμή*, *ἴσμεν* statt *ἴδμεν* zu erklären. Woher das scharfe *σ* aus dem weichen *δ* vor dem Nasal, der doch eher dem weichen Laute nahe steht als dem harten? Vielleicht hatte das *σ* hier zur

Zeit des Uebergangs den weichen Klang, und es hiess, wenigstens ursprünglich, *ozmē*, *izmen*. Später erst mochte der der Sprache entschwindende weiche Sibilant in den auch in der Verbindung mit μ häufigen scharfen übergehen. Man vergleiche πέπνσμαι u. s. w. Die unter andern von Joh. Schmidt Ztschr. XXVII S. 314 ausgesprochene Ansicht, ὀσμή sei aus ὀδ-σμί entstanden, das σ also nach der Analogie andrer Bildungen hier eingedrungen, scheint mir nicht den Vorzug der Wahrscheinlichkeit zu haben.

Delbrück schliesst seine Betrachtungen mit den Worten: „Es ist zu hoffen, dass bei einer solchen Behandlung die von Curtius aufgestellte Liste sich erheblich kürzen wird". Man sieht, dass Delbrück selbst wenig Vertrauen dazu hegt, die Lehre von der unbedingten Constanz der Lautbewegung den gegebenen Thatsachen gegenüber durchführen zu können. Der von andern so zuversichtlich hingestellte Grundsatz wird hier zu einer Annahme, die man in Zukunft vielleicht erweisen zu können hofft.

Es mag hier noch auf die Haltung andrer bewährter Forscher in Bezug auf diese Frage kurz hingewiesen werden. Joh. Schmidt, ein Gelehrter, der bekanntlich in ganz wesentlichen Stücken der neuen Lehre sich anschliesst, ja den Gegensatz zwischen den älteren Wegen und den neueren mit besonderer Entschiedenheit hervorhebt, sagt in der Zeitschr. für vergl. Sprachforschung Bd. XXV (1881) S. 134: „Ganz ausnahmslose Lautgesetze, d. h. deren Ausnahmen wir alle erklären können, gehören ja noch zu den grössten Seltenheiten" und weist Bd. XXVI S. 331 derselben Zeitschrift darauf hin, dass es neben den anerkannten Lautgesetzen auch bisher unbekannte Lautgesetze geben könne, auf deren Eingreifen man überall gefasst sein müsse. Ascoli, dem jedenfalls unter den lebenden Sprachforschern eine der allerersten Stellen gebührt, spricht sich wiederholt in ähnlichem, vor Uebertreibung warnenden Sinne aus. So

in seinen „kritischen Studien zur Sprachwissenschaft“, S. 9 der deutschen Uebersetzung: „Unvorsichtige Lobredner sprechen häufig von unerbittlichen, unveränderlichen, unumgänglichen Gesetzen in den lautlichen Entsprechungen zwischen Sprache und Sprache, als ob es sich stets um die einzige und ausschliessliche Formel A = B handelte und das sich leicht ergebende Resultat der vergleichenden Lautlehre ganz und gar in eine Art Pythagoreischer Tabelle oder in eine Art Sprachcompass umgesetzt werden könnte. Das aber liegt weit ab von der Wahrheit. Für den Linguisten ist die Gleichung: lat. *medius* = sanskr. *madhjas* ebenso evident und ebenso gut bewiesen als die andere: lat. *über* = sanskr. *ūdhar* (*ūdhas*), obgleich man im ersten Fall lat. *d* = sanskr. *dh*, im zweiten, verschieden davon, lat. *b* = sanskr. *dh* ansetzt“. Und weiter: „Im Leben der Sprache ist wie in dem jedes andern Naturorganismus solche starre und beständige Einfachheit in jeder Beziehung eine Utopie“. Um nicht etwa den Glauben zu erwecken, als ob der italienische Gelehrte Abweichungen von fest erkannten und weit reichenden Lautgesetzen ohne weiteren Nachweis und ohne Frage nach dem Grunde zulasse, verweise ich auf seine Lettera glottologica (1881), wo es S. 6 nach freier deutscher Uebersetzung etwa so heisst: „Ich habe gezeigt, dass man für jede Ausnahme oder Unsicherheit, unter welcher die phonologischen Normen leiden, nach einem warum? suchen muss, das sie thatsächlich löst und nach einem anderen Fall, der ähnlich sei“.

Wiederholt ist von neueren Forschern darauf hingewiesen, dass für die Richtigkeit principieller Aufstellungen die lebenden Sprachen, ganz vorzugsweise die romanischen mit ihrer festen Grundlage im Lateinischen und ihrer durch Jahrhunderte verfolgbaren, reichen Geschichte belehrend seien. Das ist ja der Gedanke unsers grossen Leibniz, durch den dieser klärend und belebend auf das Sprachstudium einwirkte. Dies bestimmte mich, in Bezug auf die Frage nach der Beständig-

keit und Gleichmässigkeit des Lautwandels bei den Romanisten unsrer Tage mich umzusehen. Schon bei Diez Gramm.[2] 134 fand ich in Bezug auf die Vocale die Notiz: „Die betonten Vocale bilden den Mittelpunkt, die Seele des Wortes; der Genius der Sprache band sich hier an eine bestimmte Regel, während er sich mit tonlosen Vocalen ein weit freieres Spiel gestattete". Ein befreundeter, gerade um den Lautwandel höchst verdienter Gelehrter, den ich deswegen befragte, verwies mich besonders auf die Schriften von Caroline Michaelis „Studien zur romanischen Wortschöpfung" (L. 1876), und von N. Caix „Studi di Etimologia Italiana e Romanza" (Firenze 1878). Aber hier stiess ich auf Aeusserungen, die ganz von den jetzt beliebtesten abweichen, an mehr als einer Stelle, z. B. S. 149 der zuerst genannten Schrift: „In allem Sprachlichen windet sich die Wahrheit der Regel nur wie ein dünner Faden durch das Labyrinth der Ausnahmen", S. 149 „Nirgends lässt die Sprache sich von einem kategorischen Imperativ meistern", S. 210 „Wenige Wörter bleiben auf ihrer räumlichen Wanderung von Nation zu Nation oder auf ihrer zeitlichen von Jahrhundert zu Jahrhundert unangetastet". Die Annahme, welche bei den Anhängern der neuen Richtung von allen die verpönteste ist, dass eine und dieselbe Grundform sich ohne erkennbaren Anlass in zwei und mehrere jüngere Formen gespalten habe, wird im romanischen Gebiet massenweise zugelassen. Schon längst war dafür der französische Ausdruck '*doublets*' bekannt, die Italiener nennen sie '*doppioni*', Caroline Michaelis mit Diez '*Scheideformen*'*). Gemeint sind solche Fälle wie die spanische Verwandlung des Ausgangs *-atico* (lat. *-aticu-s*) einerseits in *-azgo*, andrerseits

---

*) Dagegen lesen wir bei Misteli Ztschr. f. Völkerpsychol. XI S. 400 folgendes: „Strenge Lautgesetze schliessen mit den Ausnahmen auch die Doppelformen aus". Toleranter gegen diese Doppelwesen spricht sich auch Osthoff Morph. Unters. IV 359 aus.

in *-aire*. Das lateinische *purpura* hat sogar (S. 15) sechs spanische Vertreter: *purpura, porpura, porpula, porpora, porpra, porpla*. Ein grosser Theil der erwähnten Schrift beschäftigt sich mit diesem Gegenstand. Es kann ja sein, dass die Verschiedenheit der lautlichen Form auch hier theilweise aus Dialektmischung, anderntheils aus immer neuer, so zu sagen, Einpfropfung des nie ganz unbekannt bleibenden Latein (z. B. franz. *chose* und *cause* aus dem einen *causa*), zum Theil vielleicht auch aus Analogiebildung, erklärt werden kann. Darüber gestatte ich mir kein Urtheil. Aber wir sahen ja, dass ähnliche Einflüsse auch anderswo nicht ausgeschlossen sind, und wer getraute sich wohl auf Sprachgebieten, für die uns Daten über mundartliche Spaltungen aus älteren Zeiten entweder, wie z. B. für das Lateinische so gut wie gar nicht, oder wie für das Griechische trotz aller epigraphischen Funde doch nur sehr lückenhaft vorliegen, in jedem Falle absonderlicher Lautgestalt bestimmt zu sagen, wo der Anlass zu suchen sei? Auch Ascoli, auf den wir immer wieder zurückgeführt werden, scheut vor der Zulassung von Doppelformen aus einer Grundform (*'diversi continuatori'*) nicht zurück. Aus *puteus* ist ital. *pozzo*, aus *radius* ital. *razzo*, aber auch *raggio* entstanden, aus *cavea* wird ital. *gabbia*, aus *pluvia* aber *pioggia* (Lettera glottolog. p. 8). Es kommt mir so vor, als ob die romanischen Sprachen noch weniger als Griechisch und Latein einer rigorosen Regel sich fügen. Dies bestätigt sich mir unter anderm auch durch das, was Groeber in seinem Artikel „Vulgärlateinische Substrate romanischer Wörter" (Archiv f. lat. Lexikographie I 204 ff.) in reicher Fülle zusammenstellt. Von diesem Ausflug in romanische Gebiete kehrte ich also unverbessert zurück.

Auch Gustav Meyer, der in seiner griechischen Grammatik (1880) den verdienstlichen Versuch gemacht hat, die Erscheinungen dieser Sprache im Sinne der neueren Aufstellungen aufzuklären, schrickt keineswegs davor zurück, That-

sachen zuzulassen, deren lautliche Regelmässigkeit nicht nachweisbar ist. So heisst es S. 29: „Die Ursache der Unregelmässigkeit ist vorläufig unklar“, S. 108 „in einigen Fällen hat sich aus dem Stimmton des Spiranten *s* nach einem vorhergehenden Vocal ein *i* entwickelt“, S. 153 „bei wurzelhaftem *ϱ* tritt (in dem Suffix -*ϱο*) meistens, aber nicht ausnahmslos, *λ* ein“. S. 170 wird für die Gestaltung des K-Lautes ein entweder-oder der Entwickelung zugelassen. Diesen Einräumungen gegenüber verstehe ich nicht, warum derselbe Forscher anderswo, z. B. S. 106 in Bezug auf den Zusammenhang von *δασύς* und *δαυλός*, S. 194 in Bezug auf die ursprüngliche Identität des Verbalausgangs -*αω* und -*αζω* aus -*ajāmi* sich des Lieblingsausdrucks der neuen Schule, „unmöglich“, bedient*). In der That könnte man einwenden, dass diese ganz allgemeinen Fragen, die mit den in der Politik verrufenen Doktorfragen eine gewisse Aehnlichkeit haben, eine umständliche Erörterung kaum verdienen. Aber eben jenes „unmöglich“ zeigt, dass diese Fragen von praktischer Bedeutung sind, denn in unzähligen Fällen werden frühere Aufstellungen nur desshalb von jüngeren Forschern mit diesem kurzen Worte abgewiesen, weil sie zu jenem an die Spitze gestellten Axiom nicht passen oder nicht zu passen scheinen. Eben desshalb schien es nöthig zu zeigen, dass es mit jenem Axiom doch seine Schwierigkeiten habe, und dass unter den berufensten Mitforschern darüber keineswegs allgemeine Uebereinstimmung herrsche. Soll übrigens jener Grundsatz mehr die Bedeutung

---

*) Will man etwa auch sanskr. *pibāmi* (trinke), das doch gewiss auf *pipâ-mi* zurückgeht, will man der Aspiration in *λύχνο-ς*, *πάσχω* (wofür jetzt die ältere Form *πάσκω* [elisch, I. A. 112, 8] vorliegt) und andern sehr vereinzelten Abweichungen von weit verbreiteter Regelmässigkeit die Existenz absprechen? Will man leugnen, dass lat. *pēdo* mit gr. *πέϱδομαι* und sanskr. *pṛd* identisch ist, nur aus dem Grunde, weil eine entsprechende Ausstossung des *r* nicht nachweisbar ist? C. Pauli in seinen Etrusk. Forsch. u. Stud. III (Zahlwörter) S. 44 glaubt mit mir daran.

eines selbsterziehenden Princips haben in dem Sinne, dass wir uns wechselseitig ermahnen, von anerkannten Lautgesetzen nicht leichtsinnig Ausnahmen zuzulassen und für alle seltneren Lautbewegungen in Uebereinstimmung mit Ascoli sorgfältig nach einem warum? zu fragen, so wird darüber eine Meinungsverschiedenheit unter vernünftigen Gelehrten kaum stattfinden können. Freilich ist das Streben der Wissenschaft auf dies Ziel schon längst gerichtet gewesen. Denn zwischen „sporadischen Lautveränderungen" und „vereinzelten, vorläufig nicht zu erklärenden" ist der Unterschied minimal. Ich sehe aber nicht ein, warum man dann jener Vorschrift eine so apodiktische Form gibt, und von dem, was man höchstens in der Zukunft durchführen zu können hofft, wie von einem Gesetze spricht, das von vornherein über jeden Zweifel erhaben sei und für jede Combination eine unbedingt bindende Schranke abgeben müsse.

Ehe wir von der Frage nach der unbedingten Regelmässigkeit alles Lautwandels scheiden, müssen wir noch etwas genauer auf einzelnes eingehen. Es scheint mir ebenso nothwendig als fruchtbar, verschiedene Arten des Lautwandels zu unterscheiden. Wir finden in allen indogermanischen Sprachen gewisse durchgehende Consonantenveränderungen, an denen man überhaupt den Begriff des Lautgesetzes erst erkannt hat. Das bekannteste Beispiel dieser Lautbewegung ist die deutsche Lautverschiebung. Aber mit der Zeit stellten sich für sämmtliche Sprachfamilien, wenn auch nicht in gleicher Mannichfaltigkeit, für einen Theil der Explosivlaute ähnliche weitgreifende Veränderungen heraus. Man kann auch solche allbekannte Gesetze, wie für das Griechische die Verwandlung des vorvocalischen σ in den spiritus asper und ähnliches hierher stellen. Ascoli bedient sich für diese Art der Lautbewegung des Ausdrucks *tralignamento.* Wir könnten eigentlich das zunächst für das Deutsche gefundene, treffende Wort „Lautverschiebung" auf alle Sprachen anwenden, oder dafür

den Ausdruck „constituirende Lautgesetze" gebrauchen. Diese Art von Lautveränderung könnte man am ehesten mit Naturveränderungen vergleichen. Es unterliegt keinem Zweifel, dass in gewissen Perioden gewisse Laute bestimmten Völkern oder Volksstämmen völlig ausgingen, so dass für die Einzelnen die Nothwendigkeit entstand, solche altüberlieferte Laute in einer bestimmten Weise umzuwandeln, oder unter Umständen auch ganz fallen zu lassen. Sehr verschieden aber sind von den eben geschilderten Lautverwandelungen die kleinen Auslassungen von Vocalen und Consonanten im Auslaut wie im Anlaut, die inneren Anbequemungen der Laute an einander, Quantitätsveränderungen und andres der Art, was bis vor kurzem unter den Begriff des Lautgesetzes überhaupt nie gebracht worden war, weil man diesen Namen — und gewiss mit Recht — für Vorgänge aufsparte, die als in weitem Umfange constant erwiesen waren. Ich finde diesen Gedanken sehr treffend ausgesprochen von L. Tobler in der schon erwähnten Recension von Pauls „Principien der Sprachgeschichte" im Litteraturbl. für german. u. roman. Philologie (1881 Nr. 4). Es heisst dort: „Sind die zahlreichen kleineren Erscheinungen des Abfalls und des Zusatzes von Lauten am Anfang und am Ende von Wörtern, auch ihre Ausstossung, Einschiebung und Umstellung in der Mitte, ferner das ganze Gebiet der sogenannten Lautschwächung in den Endsilben, das verschiedene Mass, in welchem der Trieb zu Assimilationen, wie der Umlaut, durchgedrungen ist, räumlich und zeitlich genug abgegrenzt, alle entweder aus strengen Gesetzen der einzelnen Localdialekte bereits erklärt, oder ist Aussicht vorhanden, dass die Wissenschaft jemals mit den zwei oder drei Principien alle vorliegenden Thatsachen erklären werde? Sollte es eine Sprache geben, für die man es wirklich als ein Naturgesetz nachweisen könnte, ein auslautendes ĕ oder ĭ niemals abzuwerfen, von zwei anlautenden Consonanten sich niemals den ersten zu erlassen?" In warmer Uebereinstimmung

mit diesen, wie ich glaube, wenig beachteten Betrachtungen wollen wir uns einige solcher Fälle, besonders aus dem Griechischen und Lateinischen, vorführen.

1) Im Auslaut bietet sich für die Griechen infolge ihres consonantischen Auslautsgesetzes bekanntlich nur nach ς, ν und ϱ die unmittelbare Gelegenheit nach einem Consonanten einen Endvocal zu unterdrücken. Allgemein nahm man bis vor wenigen Jahren an, dass die Ausgänge des Dativ Pluralis auf *-οις*, *-αις* und *-ῃς* aus *-οισι*, *-αισι* und *-ῃσι* entstanden seien. Jetzt hat Osthoff in den „Morpholog. Untersuchungen" II, 1 ff. die kürzeren Formen von den längeren vollständig zu scheiden gesucht, worin G. Meyer S. 309 seiner Grammatik ihm gefolgt ist. Beide bezeichnen die kürzeren Formen als Instrumentale, die längeren als Locative. Dergleichen Annahmen von wesentlicher Bedeutungsveränderung und Vermischung ursprünglich durchaus verschiedener Sprachformen sind jetzt sehr beliebt. Den Sprachen wird in Bezug auf Lautveränderung sehr wenig, in Bezug auf Bedeutungsverschiebung sehr viel zugestanden. Ein gewichtiger Einwand gegen die Scheidung der erwähnten kürzeren Formen von den längeren kann, glaube ich, ihrer Statistik bei Homer entnommen werden. Man wusste längst, dass hier die kürzeren unendlich viel seltner seien als die längeren, aber Nauck hat in den Mél. gréco-rom. IV, 244 ff. im Anschluss an frühere Homeriker und unter bedingter Zustimmung Christ's (Homeri Iliadis carmina I p. 141) es wahrscheinlich gemacht, dass bei Homer die kürzeren Formen vor Vocalen ursprünglich allein ihren Sitz hatten, also durch Elision des *ι* entstanden sind*), von wo sie sich erst allmählich weiter verbreiteten. Die längeren Formen haben sich im Ionischen durchweg, im Alt-

---

*) Ich freue mich, dass Joh. Schmidt Ztschr. XXV 39 an dem Abfall eines *ι* keinen Anstoss nimmt, indem er *ἀγκάς* als eine Verkürzung von **ἀγκάσι* betrachtet.

attischen in einer Anzahl höchst merkwürdiger Spuren erhalten. Im Lesbisch-äolischen sind die volleren nicht selten; wenn wir in andern Mundarten, z. B. im Böotischen und im Dorischen nur den kürzeren begegnen, so liegt das vielleicht nur in den Mängeln unsrer Ueberlieferung. — Dass die Präposition *ἐν* aus *ἐνί* verkürzt ist, hat meines Wissens zuerst Brugmann Ber. d. k. sächs. Ges. d. Wissensch. 1883 S. 188 geleugnet. Die gleiche Verkürzung ist mir für die Infinitivendung *-μεν* und *-εν* wahrscheinlich geworden (Verb. II² 124, 131). Einen analogen Fall bietet der Vedadialekt in seinen verkürzten Locativen Sing., z. B. *mūrdhan* (Kopf) für *mūrdhani*. Dass in den romanischen Sprachen die vollere Form des Infinitivs, z. B. ital. *dare*, *vedere* mit der kürzeren *dar*, *veder*, dass *signor* und *signore* sich in der mannichfaltigsten Weise austauscht, dürfte feststehen. Vorbereitet ist diese Kürzung schon bei Cato '*biber dari*' (Charis. [Gramm. Lat. I p. 124]. Vgl. Titinius, Ribbeck Com.² p. 144). Für die Präpositionen hat man die Apokope, z. B. in *κατ*, *ἀπ*, *ὑπ*, anerkannt und aus der proklitischen Natur der Präpositionen zu erklären gesucht. Bekanntlich ist diese Kürzung, im Griechischen auf einzelne Mundarten beschränkt, im Lateinischen, z. B. *ab*, *sub*, viel weiter durchgeführt. — Ob man den lateinischen Neutris auf *-al* und *-ar*, z. B. *lacunar*, *tribunal*, auch noch in neuester Zeit eingeräumt hat, ein *e* am Ende verloren zu haben, das ihnen als Neutris ursprünglicher Adiectiva von i-Stämmen gebührte und noch hier und da erhalten ist (Neue lat. Formenl. I² 185), oder es ihnen verweigert hat, etwa weil *mare* sein *e* zu allen Zeiten bewahrte, ist mir unbekannt. Ich verstehe nicht, warum man in Bezug auf auslautende Verkürzung so rigoros verfährt, während man doch die innere Ausstossung von Vocalen durch Synkope im weitesten Umfange zulässt. Man erklärt den letzteren Vorgang allerdings vielfach aus der Wirkung des Wortaccents, aber es gibt ja auch einen Satzaccent, der bei der Endkürzung mitwirken konnte.

Auch der Verkürzung auslautender Vocale ist die neuere Richtung abgeneigt. Aber wie erledigen wir denn die Thatsachen, dass dorischem ἅμᾱ gemeingriechisch ἅμᾰ, dor. κρυφᾱ gemeingr. κρύφᾰ, dor. δίχᾱ gemeingr. δίχᾰ gegenübersteht. Die Kürzung des *α* im nom. ist im Griechischen allerdings auf einen bestimmten Kreis von Formen, meistens, aber nicht ausschliesslich (vgl. τόλμᾰ), solchen, die ursprünglich auf *-ια* oder *-jα* ausgingen, beschränkt, aber im classischen Latein ist bekanntlich jedes auslautende *a* des Nominativs im Gegensatz zum ältesten Latein gekürzt. Die massenhafte Verkürzung eines auslautenden *o* im Lateinischen, z. B. in der 1. Sing. Praes., in egŏ, modŏ, braucht kaum weiter hervorgehoben zu werden. Kann man diesen Thatsachen gegenüber an jener Abneigung festhalten?

Das Griechische duldet bekanntlich kein *τ* im Auslaut; es wirft dies vielfach ab. Anderswo zeigt sich dafür ein ς. Die neuere Richtung betrachtet nur den ersten Vorgang als gesetzmässig. Ich glaube, dass auch der zweite, z B. in ἦος (ἕως) = skt. *jāvat* und in οὕτως neben οὕτω, unter Annahme einer Ausbreitung der *σ*-Bildung über das ursprüngliche Gebiet*), so erklärt werden kann, was ich in meinem Aufsatz „über die Auslautsgesetze des Griechischen" Studien Bd. X gezeigt zu haben glaube. G. Meyer geht so weit, dem Vocativ ἄνα (vom St. ἀνακτ) und dem N. A. γάλα (St. γαλακτ) die Entstehung durch Apokope des *κτ* zu verweigern, vermuthlich weil dies die beiden einzigen Fälle sind, in denen diese Apokope wahrscheinlich gemacht werden kann. Eine andre Erklärung der Thatsachen gibt er freilich nicht. Mit einem Worte mag hier noch der elische Rhotakismus, der bekanntlich sich nur im Auslaut zeigt, erwähnt werden. Durchaus

---

*) Mit meinen Einwendungen gegen die Angriffe auf auslautendes *s* als Vertreter von *t* stehe ich nicht allein. Pietro Merlo in der Rivista di filologia 1880 p. 249 stimmt mir Gust. Meyer gegenüber bei.

unbeständig ist dieser Lautwandel, wie ihn jetzt die olympischen Inschriften uns vor Augen stellen in der älteren Zeit. Erst die jüngste der rhotakisirenden Tafeln, die aus der Zeit nach Alexander d. Gr. stammt, hat es zur Consequenz gebracht (Cauer Del.[2] No. 264).

2) Wir stellen zweitens einiges über den Anlaut zusammen. Die Unregelmässigkeiten des Anlauts beruhen, wenigstens zum Theil, auf demselben Princip, aus welchem sich die des Auslauts erklären, auf dem Conflict der zu einem Satze verbundenen Wörter unter einander. Einige Fälle von Consonantengruppen sind schon oben S. 15 angeführt. Was in einzelnen Sprachen sporadisch geschieht, ist in andern zu festem Gesetz geworden. Beispiele von der Erleichterung eines anlautenden *st* zu *t* sind Grundz.[5] S. 429 verzeichnet. Im Irischen ist diese Reduction zur Regel geworden. Ein Beispiel uralten Abfalls eines anlautenden Dentals vor folgendem *v* ist skt. *vi̧çati* neben böot. *Ϝίκατι* und lat. *viginti.* Da die Herkunft der Silbe *vi* aus *dvi* (zwei) nicht bezweifelt werden kann, haben wir hier einen Fall eines ganz vereinzelten proethnischen *vi* für *dvi.* — Der Verlust des anlautenden *Ϝ* im Griechischen vor Vocalen erweist sich auf Grund unsrer Inschriften als ein ganz allmählich eingetretener. Der herakleische Dialekt z. B., der uns doch manches wichtige Beispiel des erhaltenen *Ϝ* bewahrt hat, verschmäht diesen Laut in *οἶκος* und was damit zusammenhängt. Das Lautgesetz also, wonach *Ϝ* verloren geht, hat sich erst mit der Zeit aus schwankenden Gewohnheiten herausgebildet. Die Uebergangszeit wird uns hier nicht selten urkundlich bestätigt.

Der Abfall ganzer Silben im Anlaut ist selten, aber doch vielfach sicher constatirt. Dass die Reduplicationssilbe gelegentlich abfallen kann, bezweifelt selbst Brugmann nicht (Morphol. Unters. III, 53). Dieselbe Silbe *te*, durch deren Verlust altlat. *tetuli* zu *tuli* ward, ist in *τράπεζα* abgefallen, wie Misteli in der Zeitschr. für Völkerpsychol. XI, 392 glaubhaft

vermuthet, deshalb, weil der Zusammenhang des Wortes mit dem Numeralstamm *τετρα* verdunkelt war. Ich beharre bei dieser einfachen Annahme gegenüber von neueren, wie mir scheint, weit künstlicheren Deutungen, wonach man von einem Stamme **πτρα* ausgegangen ist, dessen Sprechbarkeit durchaus unerwiesen ist. Das Participium Präsentis zu *εἰμί* lautet in allen griechischen Dialekten ursprünglich *ἐών* oder *ἰών* (böot.), nur die Attiker, so viel wir wissen, erzeugten durch Hyphaeresis die kürzere Form *ὤν*.

Die prothetischen Vocale des Griechischen, die G. Meyer §§ 96—100 übersichtlich behandelt, sind zwar bei *ρ* eine „regelmässige Erscheinung", dagegen bei *λ* und *μ* „äusserst schwankend". Auf welchem Lautgesetz sollte es wohl beruhen, dass die Wurzel *λιπ* in *ἀλείφω* vor sich ein *α* erzeugt, die gleichlautende aus *λικ* (linquo) entstandene Wurzel *λιπ* (lassen) ohne Prothese bleibt?

3) Was endlich den Inlaut betrifft, so heben wir aus der unendlichen Fülle der Thatsachen nur einzelnes hervor. Die Erscheinungen der Contraction und Nichtcontraction sind in Bezug auf ihre Regelmässigkeit und Gleichmässigkeit, besonders was die Mundarten betrifft, noch wenig untersucht. Warum bleiben die Vocale in *νέος*, *δοτέος*, *θεός* auch bei den Attikern uncontrahirt, während *χρυσέος* durchaus zu *χρυσοῦς* zusammengezogen wird? Hier kann man — im Einverständniss mit Wackernagel (Ztschr. XXV, 268 ff.) — nur dies im allgemeinen behaupten, dass der durch Ausfall des *Ϝ* verursachte Vocalconflict*) in der Regel am längsten erhalten bleibt, offenbar weil hier der ursprünglich vorhandene Consonant sich verhältnissmässig am längsten zwischen den beiden

*) Ich sage nicht Hiatus. Denn es hat viel für sich, diesen Ausdruck mit den alten Grammatikern auf den Vocalconflict an der Wortgrenze zu beschränken, wie ja denn bekanntlich namentlich bei den Griechen der innere Vocalconflict in weitestem Umfange geduldet, der äussere, die ausschliesslich so benannte *χασμῳδία*, ängstlich gemieden wird.

Vocalen erhalten hat. Ausnahmslos ist aber auch diese Regel nicht, wie denn das Compositum *νεομηνία* (Neumond) bei den Attikern beständig zu *νουμηνία* ward (vgl. Rutherford in seinem New Phrynichus p. 225), und der St. *θεο* in verschiedenen zusammengesetzten Eigennamen, z. B. in *Θουκυδίδης*, die Zusammenziehung erlitt, die er als Simplex verschmähte. — Man hat bezweifelt, dass ein Diphthong einen ihm unmittelbar nachfolgenden Vocal verschlingen könne. Dennoch wird man *οἶμαι* und *ᾤμην* neben *οἴομαι* und *ᾠόμην**) kaum anders deuten können. Ebensowenig weiss ich, wie man *οἰσπάτη* (Schafmist) anders erklären will, denn als ein casuales Compositum aus *οἰὸς πάτη* (vgl. *πάτημα*). Das hom. *δείελος* *Φ* 232 (vgl. *ο* 29, *ϱ* 606. 599) hat neben sich die contrahirte Form *δείλη*, die bei Homer allerdings nur einmal (*Φ* 111) vorkommt und an dieser Stelle von Nauck bezweifelt wird, aber später in allgemeinen Gebrauch überging. Das Neutrum des Comparativs von *πολύς* ist im Attischen durch drei Formen vertreten: *πλεῖον, πλεῖν* und *πλέον*. Gibt es für die mittlere Form eine einfachere Erklärung als die Zusammenziehung aus der ersten? Ganz auf einer Linie mit *πλεῖν* steht das von Usener in Fleckeis. Jahrb. 1872 S. 741 in diesem Zusammenhang erkannte *δεῖν* in der Redensart *ὀλίγου δεῖν*. Es ist aus **δεῖον* entstanden, der älteren Form des Particips *δέον*. *δεῖν* verhält sich zu **δεῖον* wie *ζείδωρος* zu dem vorauszusetzenden **ζειόδωρος*. Dadurch rechtfertigt es sich vollständig, den thessalischen Genitiv auf *-οι* als zusammengezogen aus dem homerischen auf *-οιο* zu betrachten. Die alten Grammatiker waren durchaus im Recht, wenn sie diese unter einander verbanden, wie denn niemand bezweifelt, dass in derselben Mundart der Genitiv der masculinischen A-Stämme auf *ᾱ* aus *$\overline{\alpha o}$* zusammengezogen ist. Wir brauchen bei dieser

*) Vgl. Rutherford New Phryn. p. 432, wo auch andre Sprachvarianten aus bester attischer Zeit gesammelt sind, z. B. *ἑαυτόν* und *αὑτόν*, *εἰς* und *ἐς*.

Erklärung nicht den Locativ, einen ohnehin bei den Griechen von der ältesten Zeit an im Absterben begriffenen Casus, zu bemühen, sich an die Stelle des Genitivs zu setzen, wie dies mehrfach, neuerdings auch von Meister, Die griech. Dialekte I, 305, versucht ist. Bei der Festigkeit, mit welcher die Griechen ihr Casus- und Verbalsystem begreiflich fest gehalten und zu feinstem Gebrauch entwickelt haben, scheint mir aller Grund vorhanden zu sein, Behauptungen von Formvertauschungen und semasiologischen Verschiebungen mit äusserstem Misstrauen aufzunehmen.

Die Erscheinungen der Krasis bieten im Griechischen mancherlei Unebenmässigkeiten, z. B. *μοὔστι* für *μοί ἐστι*, offenbar zunächst aus *μό᾽ ἐστι* entstanden [vgl. *ποέω* aus *ποιέω* [1])] neben *ἄνδρες* für *οἱ ἄνδρες*, *ἁνήρ* für *ὁ ἀνήρ*.

Ueber die weitverzweigte Reduction von inlautenden Doppelconsonanten zu einfachen, z. B. hom. *μέσσος* und *μέσος* neben einander, att. *ξένος* aus ursprünglichem, im Korkyräischen erhaltenen *ξένϝος*, wohl durch die Mittelstufe des den Aeoliern verbliebenen *ξέννος*, während auch die Attiker in einzelnen Fällen das *νν* erhielten, z. B. in *ἐννέα, ἀμφιέννυμι, γέννα, γεννᾶν, γενναῖος*, für welche man ohne Beweis aeolischen Ursprung vermuthet hat. Ueber diese Erscheinungen verweise ich auf die sorgfältige, aber leider wenig beachtete Doctordissertation von Oehler, de simplicibus consonis continuis in graeca lingua sine vocalis productione geminatarum loco positis, Lips. 1880 [2]). Eine ähnliche Bewandtniss hat

1) *ποέω*, neben *ποιέω* aus sehr verschiedenen Dialekten massenhaft überliefert, ist eins der greifbarsten Beispiele von Doppelformen, die an denselben Orten zu derselben Zeit unangefochten bestanden, bis erst die Blüthezeit der attischen Schriftsprache allmählich eine Art von Festigkeit herstellte.

2) Durch die dort verzeichneten Thatsachen findet z. B. das „muss" seine Widerlegung, welches Brugmann Morph. Unters. I 37 für eine andre als die lautliche Erklärung von hom. *ἔμεν, ἔμεναι* neben *ἔμμεν, ἔμμεναι* geltend macht.

es mit der in neuerer Zeit mehrfach besprochenen Epenthese, worüber ich auf die Schrift von Meinck, de epenthesi Graeca L. 1881, verweise. Die Epenthese kann für Wörter wie hom. *εἰνί* neben *ἐνί* (lat. *in*, osk. *en*), *τείνω*, *τέκταινα*, *ἐχθαίρω*, im kyprischen *αἶλος* = *ἄλλος*, in *δέσποινα* u. a. unmöglich geleugnet, ebenso unmöglich aber, wie *ξένιος*, *ἐλευθέριος*, *βαλιός* u. s. w. beweisen, als eine nothwendige Lautbewegung nachgewiesen werden. Freilich werden dabei die Zeiten wohl zu unterscheiden sein. Es war mir merkwürdig, aus der Abhandlung von W. Förster „Umlaut im Romanischen" (Gröber's Ztschr. für roman. Philol. III Halle 1879) zu lernen, dass die entsprechenden Erscheinungen im Romanischen ebenfalls nicht „so allgemein und unbedingt eintreten, wie ein sonstiges Lautgesetz". Es soll damit natürlich nicht weiterer Untersuchung vorgegriffen, sondern nur das factische festgestellt werden. Ich halte die Epenthese oder den Vorklang, für einen in einer frühen Sprachperiode versuchten, später aufgegebenen sprachlichen Vorgang [1]).

Auch für die Vocalentfaltung zwischen Consonanten weiss G. Meyer § 92 nur nachzuweisen, dass sie „nicht selten" eintrete [2]). Geradezu selten ist die Ausstossung einer ganzen Silbe im Inlaut unter dem Einfluss einer gleich oder ähnlich lautenden nachfolgenden Silbe, z. B. in *ἡμέδιμνον* für *ἡμιμέδιμνον*, *ἀμφορεύς* für *ἀμφιφορεύς*, *τέτραχμον* für *τετράδραχ-*

1) Ein jüngerer Gelehrter, Mich. Haberlandt (Zur Geschichte einiger Personalausgänge. Wien 1882 S. 5), nennt die Epenthese „einen für das Griechische noch ganz und gar problematischen Vorgang". Aber kein Mensch hat diese problematische Natur zu beseitigen vermocht. Sie passt nicht recht zu den jetzt beliebten allgemeinen Sätzen. Aber wie, wenn die Schuld nicht an der geschmähten Epenthese, sondern an jenen Sätzen läge?

2) Trotzdem bedient sich Brugmann Stud. IX 313 dieser rein lautlichen und durch kein Lautgesetz geforderten Annahme, um für die sogenannten aeolischen Optativformen wie *λύσειαν* zu einem hypothetischen * *λυσjαν* zu gelangen.

μον. Man hat die einfache Erklärung der auf den Stamm *πολλο* zurückgehenden Formen aus *πολϝ-ο* (Grundz.[5] 281) bestritten, weil die Assimilation von *λϝ* zu *λλ* unerhört sei. Aber sichere Fälle dieses Wandels sind *κυλλό-ς* (schon homer. *Κυλλοποδίων*) neben lat. *curvu-s*, *πελλίς* (Schüssel) neben lat. *pelvi-s*, altlat. *pelui-s* (Grundz.[5] 271).

Endlich sei die weitverbreitete Reduction der Silben *ιο* und *ια* zu *ι*, hauptsächlich im späteren Griechisch, z. B. *Λύσις* für *Λυσίας*, *στάδιν* für *στάδιον*, und der gleiche Vorgang im älteren Latein, z. B. *alis*, *alid* für *alius*, *aliud*, erwähnt, worüber ich auf Benseler's Abhandlung im dritten Bande der Studien (S. 147) verweisen kann. Zu keiner Zeit war es bei Griechen oder Römern ein Lautgesetz, diese Silben zu verengen. Wir haben es vielmehr mit einer bequemeren Aussprache zu thun, die neben der volleren Form üblich, aber nie nothwendig wurde. Dass diese Erscheinung gerade in den Eigennamen des täglichen Lebens am weitesten sich verbreitete, ist für jeden begreiflich, der die Erscheinungen der Sprache mit der Sitte in Beziehung setzt und überhaupt aus der Seele des sprechenden Menschen, nicht aus einer blinden Naturgewalt zu begreifen sucht.

II.

Incidit in Scyllam qui vult vitare Charybdin.

Die Veränderungen und Verschiebungen, welche ein Wort oder eine Wortform dadurch erleidet, dass dem sprechenden ein andres Wort oder eine andre irgendwie ähnliche Form vorschwebt und das zu sprechende jenem nachgebildet wird, entgingen keineswegs der Aufmerksamkeit der griechischen Grammatiker. Je seltner wir in der Lage sind, diesen alten Technikern in den Dingen, die über das thatsächliche hinaus gehen, zu folgen, desto mehr wird es gestattet sein, bei den Auffassungen und Benennungen eines jetzt häufig erwähnten und dem Zeitgeschmack besonders zusagenden Vorganges von Seiten jener griechischen Lehrmeister einige Augenblicke zu verweilen.

Unsre grammatischen Lehrbücher enthalten darüber nichts, mit einer einzigen Ausnahme. Mehlhorn in seiner jetzt fast verschollenen „griechischen Grammatik für Schulen und Studirende“ erste (leider einzige) Lieferung, Halle 1845 S. 120 sagt darüber folgendes: „Die Sprache hält nicht immer die inneren, eigentlichen Merkmale der Analogie fest, weil die Entstehung und Ausbildung einer Form dem Bewusstsein oft entschwunden war, sondern folgt bisweilen mehr einer äusseren, aber deutlichen Aehnlichkeit. Nach dem Vorgang der Alten nennen wir dies *συνεκδρομή*, welches gleichsam ein Heraustreten und Mitlaufen mit einer andern Herde bezeichnet, also einen Uebergang in eine andre Analogie, der auch

in der Syntax bemerkbar ist." Als Beispiele mögen theils aus Mehlhorn, theils aus den alten Grammatikern folgende erwähnt werden: *οὑτοσίν* statt *οὑτοσί* nach dem Dativ Plur. der dritten Declination, z. B. *δαίμοσιν*; Etym. Gud. p. 156, 36 s. v. *ἑβδομήκοντα*, „*κατὰ συνεκδρομήν, ὤφειλεν γὰρ εἶναι ἑβδομόκοντα*", also nach *πεντήκοντα*; *ἑκατοντούτεις* nach *τριακοντούτεις*; Apoll. Dysc. de synt. p. 169, 23: *σφέ* „*συνεκδραμοῦσαν τῇ ἑνικῇ αἰτιατικῇ*", also nach *ἐμέ, σέ*; denn das Verbum *συντρέχειν* oder *συνεκτρέχειν* ist ebenso geläufig wie das Substantiv *συνεκδρομή*. Bezeichnend sind ferner folgende Stellen: Apoll. de adv. p. 553, 2: *φαίνεται δέ, ὅτι καὶ τὸ δεῦρο, ὅμοιως ὂν ἐπίρρημα, ἐχόμενον δὲ προστακτικῆς ἐννοίας κατὰ συνεκδρομὴν πάλιν ὡς ἀριθμὸν ἀνεδέξατο ἐν τῷ* „*δεῦτε φίλοι*" (*ϑ* 133), *ᾧ λόγῳ καὶ τὸ ἄγε, ἄγετε*. Hier haben wir es also mit einer auf der Bedeutung beruhenden Analogie zu thun. Die imperativartige Anwendung von *δεῦρο* erzeugte nach Apollonios die imperativische Pluralendung *-τε* in *δεῦτε*. Das Verschwinden der Silbe *-ρο* machte dem scharfsinnigen Lehrmeister keine Schmerzen. Einfacher ist die Erklärung desselben Grammatikers, dass das hom. *ἀκέων*, von Haus aus ein Adverbium, nur nach Analogie von Formen wie *λέγουσα, μογέουσα* das Femininum *ἀκέουσα* gebildet habe. Aristarch erklärte den Accent der präsentischen Participien *κιών* und *ἰών* durch *συνεκδρομή* mit dem aoristischen *πιών* (Lehrs, Ar.² 255). Als ein Beispiel vom Gebrauch dieses Wortes bei Herodian mag dienen *περὶ Ἰλ. προσ. B* 269 (II, 33 ed. Lentz). Der Ausdruck *συνεκδρομή* ist keineswegs schlecht erfunden. Er bezeichnet zwei für diesen Vorgang wesentliche Momente, nämlich erstens in dem *σύν-* die Verbindung, in die ein Wort mit dem andern tritt, mit andern Worten das, was die Neueren Association nennen, und zweitens in dem Verbum *τρέχειν* und seinem Substantiv *-δρομή* das rein zufällige des Vorgangs. Denn schwerlich hat Mehlhorn Recht, wenn er das Wort auf die Grundvorstellung „Mitlaufen mit einer andern Herde" zu-

rückführt. Vielmehr bedeutet ἐκτρέχειν nichts andres als „herausfahren, entfahren“ im Sinne des homerischen *ποῖόν σε ἔπος φύγεν ἕρκος ὀδόντων*; oder des deutschen „es ist mir so entfahren“. *συνεκτρέχειν* heisst also „so mit herauslaufen, mit herausfahren“. Neben diesem Ausdruck kommt noch ein andrer vor, der vielleicht noch bezeichnender ist, nämlich *παρακολουθεῖν, παρακολουθία*. So sagt Apollonios, de adv. p. 587, 4: *ὅτι καὶ ἄλλα μόρια ὀφείλοντα κατὰ ἀκολουθίαν τινὰ ἢ ὀξύνεσθαι ἢ περισπᾶσθαι συνεκδρομῇ γραφῆς παρακολουθήσαντα ἀπέφευγε τὸν δέοντα τόνον.* Hier entspricht offenbar die *ἀκολουθία* der *ἀναλογία* im Sinne der „festen Regel“ und die *παρακολουθία* bezeichnet die Abweichung davon und ist mit dem in der Syntax üblichen *ἀνακόλουθον* zu vergleichen. Auch ein dritter Ausdruck findet sich, nämlich *συναποφέρεσθαι*, z. B. Theognost. Can. p. 50, 6: *συναπηνέχθη αὐτοῖς καὶ τὸ μέλεος.* Gemeint sind Wörter auf *-εος*, z. B. *ἔλεος*, nach denen sich *μέλεος* gerichtet hätte. Die Anwendung dieser Wörter trifft fast ganz zusammen mit dem, was in neuerer Zeit Analogiebildung genannt wird. Wie denn Lobeck in Nachbildung der alten Grammatiker (Buttm. A. G. Gr. II², 28) die vereinzelte komische Form *δεδειπνάναι* aus *ἠριστάναι* durch *συνεκδρομή* erklärt. In Bezug auf diese seltsamen Formen verweise ich auf mein Verbum II² 191.

Eine, wie es scheint, neue Art der *συνεκδρομή* ist die von Lobeck mehrfach, z. B. Paralipomena p. 79, erwähnte synecdrome ex antithesi. So fasst Lobeck das Fragment des Alcäus „*οὐδὲν ἐκ δενὸς γένοιτο*“. Er hält also *δέν* für eine willkürliche Nachbildung nach *οὐδέν*, etwa wie wenn ein Deutscher das veraltete „ichts“ als Gegenstück zu „nichts“ hervorholte. Ebenso fasst er ad Phryn. p. 563 den Vers des Theognis 621: *πᾶς τις πλούσιον ἄνδρα τίει, ἀτίει δὲ πενιχρόν.* Bekanntlich ist *ἀτίει* eine allen Gesetzen griechischer Zusammensetzung widersprechende Form. Lobeck begreift sie aber als ein „oppositionis causa ex tempore fictum“. Nicht anders bezeichnet er

ad Aiacem v. 24 das singuläre Wort ἀθέλεος bei Aesch. Suppl. 864, wo θέλεος ἀθέλεος neben einander stehen. Schade nur, dass das positive Wort ebenso singulär ist wie das negative. Lobeck macht überhaupt von der συνεκδρομή einen recht ausgiebigen Gebrauch. Er hält es Elem. I, 408 für möglich, dass bei Callimachus in dem Verse „κούρῃ δὲ παρείατο δακρυχέουσα“ die Verbalform auf einer „parectasis a synecdrome profecta“ beruhe, und O. Schneider, Callim. frag. 521, stimmt ihm darin bei, dass hier die Pluralform „einfach“ — wie man auch heute zu sagen pflegt — an die Stelle der Singularform gesetzt sei. Nebenbei bemerkt, ist Lobeck auch ein Vorläufer der neueren Freunde des *n* sonans, indem er an der erwähnten Stelle mit Bezug auf die 3. Plur. ἴασιν von einem „α pro consona ν introductum“ redet, wie denn die Behauptung, Alpha könne sich a u s ν entwickeln, längst vor Ahrens, den man fälschlich für den Urheber solcher Auffassung erklärt hat, eine weit verbreitete, aber gerade von den Anhängern der vergleichenden Grammatik deshalb bestrittene war, weil der Uebergang eines Consonanten in einen Vocal nach damaliger Auffassung unzulässig schien. Es blieb erst den jüngeren überlassen, dieselbe Lehre durch eine feinere Phonetik wieder zur Geltung zu bringen.

In der neuesten Grammatik finde ich für den Begriff der συνεκδρομή folgende Ausdrücke:

1) A n a l o g i e b i l d u n g, auch bloss „Analogie“ oder „falsche Analogie“, „mistaken analogy“ bei Whitney, mit verschiedenen Unterabtheilungen, z. B. „proportionale Analogiebildung“ (Osthoff, Morphol. Unters. II, 132).

2) F o r m ü b e r t r a g u n g, ein meines Wissens von Scherer erfundener und jedenfalls mit Vorliebe gebrauchter Ausdruck. Dazu stellen wir das vornehmere Wort „Uniformirung“.

3) P a r a l l e l b i l d u n g und davon wenig verschieden die vox hybrida P e n d a n t b i l d u n g.

4) Association[1]) mit der Unterabtheilung „Formenassociation".

5) Angleichung und Ausgleichung.

6) Verschleppung. So findet sich oft die Wendung: Der Laut *a* ist „irgendwie verschleppt".

7) Contamination für eine besonders verwickelte Art der Erscheinung, ähnlich Vicariatsbildung.

8) Stumpfsinnige Uebertragung. Brugmann, Studien IX, 322. Dagegen Misteli in Steinthal's Zeitschr. f. Völkerpsychol. u. Sprachwissenschaft XI, 436. Endlich

9) die Form *a* hat ihr *x* von *b* bezogen.[2])

Man sieht, hier gilt der Spruch des Aeschylus: *πολλῶν ὀνομάτων μορφὴ μία.* Also an Namen für diesen Begriff fehlt es nicht, zumal da noch manche andre Ausdrücke, z. B. Verflechtung, Verschmelzung, Kreuzung, Rückbildung für verschiedene Unterarten dieses Vorganges gelegentlich zur Anwendung kommen, andre aber, wenn man in diesem Sinne fortfahren wollte, noch erforderlich sein würden, so namentlich im Gegensatz zur Formübertragung eine Bedeutungsübertragung, die für Casus- und Modusvertauschung häufig behauptet ist. Die weiteste Verbreitung hat die erste Bezeichnung „Analogiebildung" gefunden, weshalb auch ich mich dieser Benennung anschliesse. Indem man sich der Kürze wegen auch öfter des Ausdrucks „Analogie" in demselben Sinne bedient, hat dieses Wort durch eine eigenthümliche Laune des Zufalls eine seinem antiken Gebrauche geradezu entgegengesetzte Geltung erhalten. Man sieht, nicht bloss libelli, sondern auch nomina habent sua fata. Denn *ἀναλογία*

---

1) Diesen Ausdruck bezeichnet Wundt Logik II, 553 als den vom psychologischen und logischen Standpunkte aus angemessensten.

2) Ob der Ausdruck „Entgleisung", den ich zuerst bei Osthoff (Perfect) gefunden habe, mit den genannten gleich, oder davon verschieden sein soll, ist mir nicht ganz klar geworden. Jedenfalls ist er sehr brauchbar.

im Sinne der Alten ist das Gegentheil von *συνεκδρομή*. *Ἀναλογία* bezeichnet durchweg die Regel, weshalb es bei den Alten auch der Name für die dem Gleichmass in der Flexion nachspürende Formenlehre wurde und bekanntlich in dem langen Streite der Analogisten und Anomalisten das gerade Gegentheil der *ἀνωμαλία* war. Im heutigen Sprachgebrauch wird das Wort gerade für die zufälligen Abweichungen von der Regel, das ist die *ἀνωμαλία*, angewendet, insofern es sich um ein Anklingen an irgend etwas der Form ursprünglich fremdes handelt. Eben deshalb war auch der Ausdruck „falsche Analogie", den die neuesten Forscher als einen für ihre Lieblingserscheinung gleichsam ehrenrührigen verschmähen, durchaus logisch gedacht. Noch weniger ehrerbietig gegenüber dieser Spracherscheinung ist freilich Whitney, indem er die Analogiebildung gelegentlich zu den „*blunders*" rechnet und Pott, wenn er Wurzelwörterbuch III (1871) S. 50 bei einer Besprechung des Rhotacismus im lat. *honor*, *arbor* sagt, sie seien „allmählich in den Strudel hineingezogen". Das klingt freilich ganz anders, als wenn ein begeisterter Verehrer dieser Erscheinung sie Stud. IX 318 als „eine segensreiche Himmelstochter" bezeichnet.

Die vielbenannte Erscheinung ist von keinem namhaften Forscher auch der früheren Zeit ganz übergangen worden. Ich verweise in dieser Beziehung auf die mehrfach erwähnten Schriften von Misteli und Delbrück, zu denen noch eine neuere von F. Masing „Lautgesetz und Analogie in der vergleichenden Sprachwissenschaft (Jahresbericht der St. Annenschule, Petersburg 1883)" hinzugekommen ist. In diesen Schriften wird auf die Vorgänger der neuesten Grammatiker in dieser Beziehung hingewiesen. Wenn man dabei auch Stellen aus meinen Schriften angeführt hat, in denen ich diesen sprachlichen Vorgang besprochen habe, so sei noch hervorgehoben, dass ich mich dieses Erklärungsmittels namentlich auch gegen Corssen in meiner Abhandlung „das Dreisilbengesetz der grie-

chischen und lateinischen Betonung" (Kuhn's Ztschr. Bd. IX S. 328 ff.) bedient habe. Dort wird unter anderm gezeigt, dass eine Reihe von Fällen, aus denen Corssen auf eine lateinische Betonung der viertletzten Silbe glaubte schliessen zu können, sich leichter dadurch erklärt, dass man eine Accentübertragung annimmt, z. B. von *dĕ́bes* (aus *dĕ́hibes*), *dĕ́bet* (aus *dĕ́hibet*), *debémus* (aus *dehibémus*), *debétis* (aus *dehibétis*) auf *débeo*, das längere Zeit noch durch *dĕ́híbeo* vertreten gewesen sein wird, und ähnlich in andern Fällen, über welche die neuesten Forscher nicht anders urtheilen werden. In Bezug auf Syntax ist ein Beispiel fortwuchernder Analogie der weitere Gebrauch des Acc. c. Inf., wie ich ihn Erläuter.[3] 199 ff. darstelle.

Dessen ungeachtet hat es zu keiner Zeit an Warnungen und Bedenken gegen eine übertriebene und unüberlegte Anwendung dieses Princips gefehlt. Und mit vollem Recht. Die Annahme der Analogiewirkung in dem angegebenen Sinne hat etwas uncontrolirbares. Sie kann leicht aufgestellt, aber schwer wahrscheinlich gemacht und noch schwerer als die einzig zulässige erwiesen werden*). Die Analogiebildung ist nämlich an und für sich überall möglich, aber nirgends nothwendig. Sie unterscheidet sich dadurch wesentlich von allen Annahmen lautlichen Ueberganges, lautlichen Wegfalls oder Zusatzes. Denn von ganz phantastischen und willkürlichen Lautbewegungen abgesehen, wie man sie in neuerer Zeit selten aufgestellt hat, kann man sich bei der Annahme von Lautbewegungen doch immer auf die Verwandtschaft der Laute stützen, von denen man behauptet, dass der eine an die Stelle des andern getreten sei, und was den Wegfall und Zusatz betrifft, so hat man auch diese Erscheinung stets durch entsprechende Erscheinungen im einzelnen zu begründen ge-

*) Victor Henry, ein eifriger Freund der neuesten deutschen Sprachstudien, sagt dennoch in seiner Étude sur l'analogie S. 105 treffend: „L'explication par l'analogie est toujours aisée; mais c'est précisément parce qu'elle est trop aisée, qu'il s'en faut défier.

sucht. Sehr misslich aber steht es in dieser Beziehung mit der Annahme von Analogiebildungen. Man hat zwar auch nach dieser Richtung hin hier und da entsprechende Fälle zusammenzustellen gesucht, allein die Aehnlichkeit der Fälle ist hier bei der grossen Mannichfaltigkeit der Erscheinungen sehr viel schwerer nachzuweisen, als auf lautlichem Gebiete. Auch ist das auf diese Weise zusammengebrachte Material kein sehr erhebliches. Im besten Falle bleibt dem, welcher diese Versuche überdenkt, ein unbestimmter Eindruck davon, wie manches auf sprachlichem Gebiete möglich ist. Es bedarf aber, will man ganz willkürliche Behauptungen von annehmbaren unterscheiden, offenbar des Nachweises der Wahrscheinlichkeit, der nur durch genaueres Eingehen auf den besonderen Fall geführt werden kann. Allzu oft aber begnügt man sich mit der negativen Behauptung, dass eine lautliche Gemeinschaft der einen Form mit der andern nicht nachweisbar sei. Wie wenig bei dem Eintreten der Analogiebildung von Nothwendigkeit die Rede sein kann, lehrt ein Blick auf offenkundige, zweifellose Thatsachen der Art. Weil wir wissen, dass im Lateinischen wie im Deutschen der Rhotacismus im Inlaut früher eintrat als im Auslaut, bekennen wir uns rückhaltlos dazu, dass die Nominative *arbor* und *robur* ihr *r* erst durch Uebertragung aus den übrigen Casus erhielten, und ebenso lehrt die deutsche Sprachgeschichte, dass das deutsche „ich *war*“ erst später nach der Analogie von „wir *waren*“ u. s. w. sein *r* erhielt. Warum aber in *genus generis*, *vetus veteris* die Differenz zwischen dem Nominativ und den übrigen Casus beständig unausgeglichen blieb, das hat selbst in einem solchen kaum abzuleugnenden Falle noch niemand gezeigt. Henry in seinem schon erwähnten Buche „L'Analogie“ p. 4 spricht sich zustimmend aus über ein Wort, das ich in meinem „Verbum“ II[2] S. 44 gesagt habe: „Ueberall, wo das Reich der Laune oder des Zufalls in der Sprache beschränkt wird, haben wir dies als einen Gewinn zu betrachten“. Bei der Analogie-

bildung kommen wir selten über den Zufall hinaus. Wir werden allerdings vielfach uns damit begnügen müssen. Wir sehen die Grenzen unsers sichern Wissens leider nur allzu häufig und haben wahrlich wenig Grund, so lange es so steht, uns unsrer Erkenntniss zu rühmen. Sehr oft hat man daher gegen Aufstellungen dieser Art das Bedenken erhoben, in einem durchaus entsprechenden Falle habe die Sprache keinen Trieb zur Association gefühlt, es sei daher auch in diesem bestimmten die Behauptung wenig glaublich. Aber wenn man alle solche Fälle der Analogieerklärung ausschliessen wollte, bliebe nicht viel übrig. Die Neigung zur Analogiebildung ist und bleibt eine sporadische und launenhafte und unterscheidet sich darum von der sporadischen Lautbewegung in Bezug auf Sicherheit um kein Haar.

Es mag hier genügen, einige wenige Aussprüche namhafter Gelehrter hervorzuheben. Ritschl (op. II, 542) äussert sich folgendermassen: „Durch nur scheinbare Aehnlichkeit ist mehr als eine unorganische Missbildung in der Sprache hervorgerufen worden. Man wird sich zur Annahme solcher Missverständnisse nicht eher zu entschliessen haben, als die Mittel einer rationellen Auffassung erschöpft sind“. Dem steht freilich scharf gegenüber, was Leskien „Die Declination im Slavisch-Litauischen“ S. 39 geltend macht: „Ich halte es, wenn man sich vor falschen Constructionen bewahren will, für nothwendig, die letztere Seite (die Frage nach Uebertragung und Analogiebildung) immer zuerst hervorzuheben und dann erst nach den Grundformen zu suchen“. Damit stimmt Brugmann, Studien IX, 317, überein, während er Morph. Unters. I S. XVII vorsichtiger sich so ausspricht: „Unser nach bestem Willen streng eingehaltnes Princip ist es, erst dann zur Analogie zu greifen, wenn uns die Lautgesetze dazu zwingen. Auch für uns ist die Formenassociation noch ein ultimum refugium“. Scherer, welcher, wie wir sahen, mit Vorliebe von dem Princip der „Formübertragung“ Gebrauch macht, äussert

sich in seiner Gesch. der deutschen Sprache[2] S. 177 dahin: „es würde sehr verdienstlich sein, wenn jemand die Formübertragung oder Wirkung der falschen Analogie einmal im allgemeinsten Zusammenhang erörterte und namentlich die Einschränkungen festzustellen suchte, innerhalb derer dieser Vorgang sich halten muss". Eben deshalb tadelt Scherer die übertriebene Anwendung dieses Princips mit harten Worten. Selbst Joh. Schmidt, der seinerseits die Analogiebildung sehr reichlich verwendet, sieht sich Kuhn's Zeitschr. XXVII (1882) S. 329 zu folgendem Bekenntniss veranlasst: „Ich halte noch heute an der Ansicht fest, dass die Annahme von falschen Analogien oder Formübertragungen für den Sprachforscher ein ultimum refugium ist, dem man erst zueilt, wenn alles andere versagt, und welches man mit Freuden verlässt, sobald sich die Möglichkeit einer lautgesetzlichen Erklärung eröffnet". Auch Delbrück beklagt den Mangel an Untersuchungen über die Kriterien zwischen berechtigten und unberechtigten Annahmen der Art.

So wird es nicht ungerechtfertigt genannt werden können, wenn wir bei dieser Frage noch einige Zeit verweilen.

Misteli in Steinthal's Zeitschr. IX S. 444 sagt mit Recht, die Analogiebildung sei in jedem Falle „das Product eines Kampfes". Augenscheinlich nämlich steht dem Triebe, sprachliche Erscheinungen einander ähnlicher zu machen, ein andrer Trieb gegenüber, an den in der neuesten Sprachforschung wenig gedacht wird, nämlich der conservative Trieb, der auf stille, treue, feste Vererbung der in einer früheren Zeit geschaffenen Formen und Begriffe hinausläuft. Ohne diesen zweiten Trieb wäre die vergleichende Grammatik völlig unmöglich; auf ihm beruht die Erhaltung tausender von bedeutungsvollen Formen, des ganzen Systems der einzelnen Sprachen gemeinsamer Herkunft durch unzählbare Jahrhunderte hindurch. Liest man die Lobpreisungen, welche im Laufe der letzten Jahre der vielnamigen Spracherscheinung zu Theil

geworden sind, so möchte man meinen, die Blüthe, ja das eigentliche Leben der Sprache, bestehe gar nicht im Ausdruck menschlicher Vorstellungen und Gedanken, nicht in der Festhaltung frühzeitig für gewisse Vorstellungen und Denkformen fixirter Lautgebilde, sondern vielmehr in deren Zerstörung unter dem Einfluss und der Einwirkung andrer Lautgebilde, die nach der ursprünglichen Intention der sprechenden mit jenen gar nichts zu thun hatten. Es könnte scheinen, als ob die Erhaltung des alt überlieferten dem Sprechvermögen kaum möglich, die gaukelnde Einmischung rechts und links liegender Gebilde vielmehr das eigentlich wirkliche und durchaus vorherrschende sei.

Und doch scheut die Sprache es keineswegs, sogar ganz isolirte Formen bestehen zu lassen. Für Formen der Art, die innerhalb ihrer Kategorie vereinzelt dastehen, hat schon der grosse Sammler Herodian den Ausdruck *μονήρης λέξις* gefunden. Solche *μονήρεις λέξεις*, wie er sie zusammenstellte, gibt es in jeder Sprache. Sie sind von dem Trieb nach Angleichung völlig unberührt geblieben. Eine solche Form ist z. B. *ἐστί*, das einzige Beispiel einer 3. Sing. auf *-τι* im attischen Dialekt. Diese Form ist nicht irgendwie von dem Triebe nach Anlehnung ergriffen worden. Es hätte ja z. B. mehr nach dem Geschmack der jüngsten Analogetiker *ἐστί* im Anschluss an *τίθησι*, *δείκνυσι* zu **ἐσσί* oder im Anschluss an die thematische Conjugation zu **εἶ*, oder gar durch „einfache" Uebertragung des häufigsten Ausgangs der 3. Sing. auf die seltnere Bildung zu **ἔστει* werden können, aber nach solchen Formen sucht man im Reiche der Wirklichkeit vergebens. Für den Genitiv Singularis haben wir im Griechischen wie im Sanskrit zwei Endungen: *-ος* = skr. *-as* und *-σιο* für die *ο*-Deklination. Von einem Versuch, diese Endungen unter einander auszugleichen oder zu contaminiren, etwa zu **-σιος* oder zu **-οος*, ist nichts bekannt. Mit andern Worten, diese beiden Triebe bestehen, ohne dass wir im einzelnen Falle den

Grund für das Obsiegen des einen oder andern erkennen, neben einander. Welcher aber von beiden Trieben als der im grossen und ganzen wesentliche und vorherrschende betrachtet werden muss, das kann kaum zweifelhaft sein. Unstreitig ist der conservative Trieb der durchgängige und herrschende. Der ausgleichende Trieb ist der secundäre, die Ausnahme gegenüber der Regel, die Missbildung und Verirrung gegenüber der gesunden Bildung. Von dem zweiten Triebe auszugehen, hätte kaum mehr Sinn, als für den Erforscher des menschlichen Körpers, mit dem kranken Körper oder den Missbildungen den Anfang zu machen. Auch aus einem andern Grunde ist es für eine gesunde Methode unzulässig, erst nach Analogiebildungen zu suchen und dann erst, wenn dies misslingt, normale als erwiesen zu betrachten. Denn wenn es irgend einen unverbrüchlichen Grundsatz für sprachliche Forschung gibt, so ist es der, von dem evidenten auszugehn und von da aus vorsichtig weniger evidentes zu erschliessen. Analogiebildungen sind selten evident, denn das launenhafte*), unter denselben Umständen bald eintretende, bald nicht eintretende kann am allerwenigsten als evident betrachtet werden. Folglich ist es am allerwenigsten geeignet, den Ausgangspunkt einer Untersuchung zu bilden. Der umgekehrte Weg ist der allein berechtigte.

Mit Vorliebe hat man für die Erscheinungen, um die es sich hier handelt, den Ausdruck psychologisch in Anspruch genommen. Dass die Anklänge und Angleichungen von Wörtern und Wortformen an andre einem Vorgang in der Seele des Menschen entspringen, ist unleugbar und konnte nie verkannt werden. So führt z. B. Misteli an der oft erwähnten Stelle (IX, 394) meine Bemerkungen (Stud. III, 393) über die Quelle

*) Henry, Étude sur l'analogie p. 13 nennt die Lehre von den Analogiewirkungen geistreich „un chapitre intéressant de tératologie linguistique“.

der Metathesis an, welche Erscheinung ich aus einem unvollkommenen, gleichsam schillernden und schwankenden Bilde der zu sprechenden Silbe, das in der Seele entstand, zu erklären suche. Auf ähnliche Weise habe ich mir und andern in meinen Vorlesungen die Erscheinungen der Assimilation von jeher zurecht gelegt. Es ist also nicht ganz richtig, wenn Brugmann, Morphol. Unters. I S. V, sich folgendermassen ausdrückt: „Die ältere Sprachforschung bekümmerte sich um die seelische Seite des Sprachprocesses so gut wie gar nicht“. Nur möchte man fragen: Sind denn diese Abirrungen, Verwechselungen, Angleichungen die einzigen Vorgänge in der Seele der sprechenden? Gehört denn die regelmässige Fortpflanzung des überlieferten Sprachgutes nicht ebenfalls der Seele an? Oder sollen wir das Gedächtniss, sollen wir das Festhalten der überlieferten Sitte, des Glaubens, des Rechts vom Seelenleben ausschliessen? Selbst die bewusste Thätigkeit des denkenden Menschen kann unmöglich aus dem Leben der Seele ausgeschieden werden. Mir ist nicht bekannt, dass ein Psycholog etwa nur den Traum, den Rausch oder die Fieberphantasien als Objekt seiner Wissenschaft betrachtet hätte. Sollten wir etwa das Versprechen in höherem Grade für einen psychologischen Vorgang erklären als das Sprechen? Auch andere Forscher haben an dieser Beschränkung des Begriffes „psychologisch“ Anstoss genommen. Misteli, sonst den neueren Anschauungen sehr zugeneigt, äussert gelegentlich: „Das Uebersetzen in psychologische termini hilft nicht“. Ascoli in seiner lettera glottologica (1881) S. 9 u. 12 erklärt sich mit seinen Schülern gegen diese Bezeichnung, die allerdings für ferner stehende einen gewissen Goldschimmer über die neueren Ansichten zu verbreiten geeignet ist. Brugmann selbst macht die Bemerkung, dass selbst solche Vorgänge, welche man in der Regel als rein lautliche betrachte, z. B. die Erscheinungen der Assimilation im innern eines Wortes, auf einem seelischen Vorgange beruhen. Dem sprechenden schwebt in solchen

Fällen vielfach schon beim Hervorbringen des ersten Lautes der folgende vor, so dass er einen dem folgenden ähnlichen oder gleichen Laut hervorbringt, z. B. in *συμπλέκω, λέλειμμαι, σύγχρονος*. Beruht also auch diese und manche andere Lautbewegung auf psychologischem Anlass, so fehlt jedes Recht, die Bezeichnung „seelisch", „psychologisch" ausschliesslich für jenes uns hier vorzugsweise beschäftigende Gebiet der Analogiebildungen in Anspruch zu nehmen. Damit fällt aber zugleich jener Dualismus zwischen lautgesetzlich und psychologisch zu Boden, der für die neuere Methode so bezeichnend ist. Die Freunde dieser Methode, deren eifrigster mir Osthoff zu sein scheint (vgl. unter anderm „Das Verbum in der Nominalcomposition S. 326"), führen überall so zu sagen ein doppeltes Conto oder Budget, ein ordinarium, das möglichst, ja wie wir sahen, in unberechtigtem Masse, knapp gehalten wird, das Conto für die regelmässige Lautüberlieferung, mit dem man im wesentlichen fertig zu sein glaubt, und das extraordinarium von unabsehbarer Ausdehnung und uncontrolirbarem Inhalt. In Betreff der Lautveränderung sagt Leskien „Declination" S. XXVII: „Lässt man beliebige Abweichungen zu, so erklärt man im Grunde damit, dass das Object der Untersuchung, die Sprache, der wissenschaftlichen Erkenntniss nicht zugänglich ist". Kann man nicht an die Stelle von Abweichungen mit demselben Recht das Wort „Analogiewirkungen" setzen? Ich würde indess lieber sagen, wir seien sowohl in Betreff der Lautbewegung, als in Betreff der Analogiewirkungen noch weit von einem definitiven Abschluss entfernt, und es bleibe eben noch recht vieles dunkel, so dass wir uns mit grösserer und geringerer Wahrscheinlichkeit begnügen müssten. Man sieht daraus, dass es eine unabweisliche Aufgabe der Wissenschaft sein muss, soll sie nicht in subjective Meinungen und Willkür verfallen, nicht bloss das Gebiet der Laute, sondern auch das zweite Gebiet genauer zu umgrenzen. Es kommt darauf an, für die Wahrscheinlichkeit der Analogiebildungen

Kriterien zu gewinnen, damit wir die falschen Behauptungen der Art, die doch auch von den begeistertsten Verehrern der „Himmelstochter“ nicht als ausgeschlossen betrachtet werden dürften, von den unstreitig vorhandenen richtigen einigermassen zu unterscheiden vermögen. Es mag verdienstlich sein, dass man dieses früher mehr gelegentlich benutzte Erklärungsmittel in weiterem Umfange heranzog, aber man hat — ein psychologisch leicht erklärbarer Vorgang — in der Begeisterung für das neue Heilmittel die auf diesem Wege gewonnenen Erklärungsversuche stark übertrieben und vielfach ohne eingehende Prüfung des einzelnen Falles zwischen dem principiell möglichen und dem im einzelnen Falle wahrscheinlichen gar zu wenig unterschieden.

Die erste Forderung, welche wir an den stellen, welcher behauptet, eine Wortform, die wir *a* nennen wollen, habe auf eine zweite, die wir *b* nennen, assimilirend eingewirkt, ist die, dass die Form *a* neben *b* an einem und demselben Ort und zu einer und derselben Zeit bestanden habe. Gegen diese Forderung fehlt Bezzenberger in seinen Beitr. II, 192, indem er behauptet, die 3. Pers. Sing. *ἐντί* statt *ἐστί* hätte sich nach der 1. Pers. *ἔμμι* gebildet. Die Form *ἐντί* ist, wie wir jetzt wissen, rhodisch (Cauer Del.[2] Nr. 177, 11), früher galt sie auch für elisch; *ἔμμι* aber war nur lesbisch und nach Massgabe der neuerdings gewonnenen Denkmäler von Larissa auch nordthessalisch (Cauer Nr. 403), folglich könnte auch *ἐντί* höchstens in diesen Mundarten, durchaus nicht in der Gruppe des Inseldorismus, nach *ἔμμι* gebildet sein. Für das Elische also und Rhodische ist jene Behauptung unbedingt unzulässig. Ich verweise dabei auf meine Bemerkungen in den Leipz. Stud. IV, 316 ff.

Nicht eben häufig mag es möglich sein, bestimmt nachzuweisen, dass eine Form, welche in den Verdacht gebracht ist, das Vorbild einer zweiten zu sein, vor dieser überhaupt gar nicht existirt hat. Ein Fall der Art ist folgender. Die

3. S. ἠν steht auf den ersten Blick vereinzelt da. Denn abgesehen von jenem ν, das das ephelkystische genannt zu werden, aber nur nach kurzen Vocalen einzutreten pflegt, ist der Nasal der dritten Person Sing. fremd. Aus diesem Grunde fasse ich das jüngere ἦν als Contraction aus dem daneben bei Homer erhaltenen ἦεν auf (Verb. I² 176 f.). ἦν verhält sich zu ἦεν wie die Conjunction ἢ zu ἠέ und ἤ zu ἠέ. Auch diese Partikeln sind bei Homer sowohl in der offenen, wie in der zusammengezogenen Form erhalten. Brugmann Morph. Unters. I, 36 verwirft diese Erklärung mit dem Einwand, „er glaube nicht an fest gewachsenes ν ἐφελκυστικόν". Sollte sich diese Differenz nicht aus dem Gebiet des Glaubens in das des Wissens hinüber führen lassen? Ich glaube, ja. Der Ausweg, den Brugmann gefunden zu haben glaubt, ist mit dem einfachen und durchschlagenden Grunde widerlegbar, dass die Form, der eine assimilirende Wirkung zugesprochen wird, zur Zeit, da dies hätte geschehen müssen, gar nicht vorhanden war. B. meint, die Form ἦν als 3. S. sei der 1. S. gleichgemacht. Aber ἦν kommt als 1. S. viel später vor, denn als 3. S. Die 1. S. lautet bekanntlich bei Homer ἔα (z. B. Δ 321, E 887), ἦα (E 808) oder ἔον (Λ 762), nie anders, im alten Atticismus nur ἦ. ἦν als 1. S. ist überhaupt nur als jüngere Nebenform von dem aus ἦα contrahirten ἦ nachweisbar. Und diese nachweislich späte Form soll die Quelle sein, aus der die viel ältere 3. S. ihr ν „bezogen hat"? Diesem chronologischen Irrthum gegenüber ist es nicht nöthig, auf die übrigen Momente der Unwahrscheinlichkeit in jener Behauptung einzugehn, obgleich diese stark genug sind. Denn dass eine erste Person mit einer dritten verwechselt worden sei, kommt in einer Sprache, die sonst ihre Formen im Gebrauche so fein scheidet, auch wohl nicht alle Tage vor. Was aber jenen Einspruch gegen „festgewachsenes ν ephelkystikon" betrifft, so kommt dabei wesentlich in Betracht, was jetzt durch Hedde Maassen's (Leipz. Stud. IV, 1 ff.) genauester epigraphischer For-

schung fest steht, dass dieser Nasal nach ε und ῐ ebenso oft vor Consonanten, wie vor Vocalen sich anfügte. Gab es also in früher Gräcität zwei Formen ἦε und ἦεν, so lag es ungemein nahe, den Nasal in die contrahirte Form mit übergehen zu lassen. ἦν konnte auf diese Weise bei den Attikern von der 1. S. ἦ deutlich unterschieden werden. Wir haben den ganz entsprechenden Vorgang im Plsqpf., wo die 3. S., z. B. ἐπεποίθειν, ᾔδειν, durch attische Texte nach den besten Handschriften und ausserdem für Homer (z. B. Ξ 412) durch die besten Grammatiker völlig gesichert und allgemein anerkannt sind. Ich verweise nur auf Verb. II[2] 261 ff., Rutherford New Phrynichus p. 232. ἐπεποίθειν aber kann nur aus ἐπεποίθεεν entstanden sein, ist also auf jeden Fall das, was Brugmann „festgewachsenes ν ephelkystikon" nennt. Ich halte es darnach nicht für nöthig, auf die anderweitige Vermuthung einzugehn, die Gust. Meyer Gr. Gr. S. 374 über ἦν als 3. S. vorbringt. Meyer stellt es als möglich hin, ἦν sei die alte, später durch ἦσαν verdrängte Form der 3. Pl.

Eine weitere Forderung ist die, dass die Form, welche das Muster für eine zweite Form abgegeben haben soll, dieser **nahe**, oder wie Misteli IX, 369 sich ausdrückt, **psychologisch nahe** liege. Es läuft auf dasselbe hinaus, wenn man die Forderung der Einfachheit gestellt hat, wie selbst Brugmann (Morphol. Unters. III, 8) die einfachen Behauptungen der Art den verwickelteren vorzieht. Gegen diese Forderung ist aber meines Erachtens oft gefehlt worden, z. B. von Baudat in den Mémoires de la société de linguistique IV, 361. Dieser Gelehrte glaubt das befremdliche Ϝ der alten korkyräischen Inschrift (Cauer[2] Nr. 83) in der Genitivform ΤλασίαϜο aus dem Anklang an Formen wie βασιλῆϜος erklären zu können. Aber abgesehen davon, dass das in letzterer Form vor Ϝ von mehreren jüngeren Gelehrten angenommene η gar nicht nachweisbar ist, kann man gewiss nicht behaupten, dass die





A-Declination den Stämmen auf -*εv* und dass ein Genitiv auf *αo* denen auf *ηoς* irgendwie nahe liegt.

Brugmann, Morphol. Unters. III, 9 behauptet, die lateinischen Imperative *dic*, *duc*, *fac* seien Analogiebildungen nach *fer*. Für letzteres nämlich glaubt er — worauf wir hier nicht eingehn — die Entstehung aus **fers* wahrscheinlich machen und diese der von ihm sobenannten Injunctivbildung beizählen zu können. Wir fragen, worin denn die nähere Beziehung besteht, welche *dic*, *duc*, *fac* in höherem Grade zu *fer* haben, als etwa *gere*, *age*, *iace*. Nämlich, wie wir schon S. 7 bemerkten, will Brugmann die bis dahin allgemein geltende und auch von mir festgehaltene*) Ansicht, dass in allen diesen Formen eine gelegentliche Apokope anzunehmen sei, nicht gelten lassen. Ich vermag nicht einzusehn, warum die gelegentliche Fortlassung eines Vocals der Sprache weniger anstehen soll, als das gelegentliche, durch nichts besonders motivirte Eintreten einer Analogiebildung.

Indem derselbe Gelehrte gelegentliche Dehnungen von Vocalen, wie es scheint, überhaupt gar nicht zulassen will, stellt er Morphol. Unters. III, 79 die Behauptung auf, das *ω* in Comparativen wie *σοφώτερος* beruhe auf einer Ablativform, wie **σοφω*. In Adverbien wie *ἀνωτέρω*, *κατωτέρω* lägen solche Formen gesetzmässig vor, später aber seien diese die Quelle und der Ausgangspunkt für Adjectivbildungen mit innerem *ω* geworden. Wer aber möchte es für glaublich halten, dass die überaus zahlreichen adjectivischen Comparative durch jene keineswegs häufigen und nur wenigen unter ihnen begrifflich näher stehenden Ortsadverbien in solcher Weise beeinflusst seien? Auch für *φιλαίτερος*, *ἡσυχαίτερος* und ähnliche Bildungen, in denen Brugmann Locativformen vermuthet, bedarf

*) Mit mir hält Pott, Internationale Zeitschrift I, 4 daran fest. Er sagt: „Ich sehe keine Nothwendigkeit, dass *dic*, *duc*, *fac*, *inger* dem *fer* als Leithammel nachgelaufen sein müsste“.

solche Vermuthung noch gar sehr der Begründung. Die bekannte Thatsache, dass das *ω*, von einzelnen poetischen Freiheiten abgesehen, gerade nur bei Stämmen mit kurzem Vocal in der vorhergehenden Silbe sich festgesetzt hat, scheint Brugmann nicht einmal der Erwähnung werth zu sein. Offenbar ist bei der allgemein herrschenden Ansicht zu verharren, dass wir es hier mit einer auf dem rhythmischen Gefühl beruhenden Dehnung zu thun haben. Die Zusammensetzung der Wörter und die Ableitung mehrsilbiger Stämme bietet zu solchem Vorgang vielfache Parallelen, z. B. *ποδήνεμος*, *ἀνήκουστος*, *εὐώνυμος*, *ἠνεμόεις*, *ὠφελής*, Formen, für welche irgendwelche Muster aufzuspüren, denen sie nachgebildet wären, schwierig sein dürfte. Es zeigt sich hier, denke ich, wie anderswo, dass es ausser den Lautgesetzen und Analogiewirkungen doch noch allerlei andere Kräfte und Triebe in der Sprache gibt, die man nicht übersehen darf, und dass es nicht möglich ist, feste Schritte in unsrer Wissenschaft zu thun, wenn man nicht die in Frage kommenden Erscheinungen im ganzen überblickt*).

Das Wort *κλόνις*, die Hüfte, steht mit seinem *ο* in auffallender Weise dem Diphthong oder langen Vocal der verwandten Sprachen gegenüber. Die Hüfte heisst auf Sanskrit *çrōṇis*, lat. *clūnis*. Brugmann Morphol. Unters. III, 20 glaubt die Schwierigkeit dadurch lösen zu können, dass er annimmt, *κλόνις* sei eine volksetymologische Anlehnung an *κλόνος* (*κλονέω*). Aber wir dürfen uns doch die Frage erlauben, was die „Hüfte" mit dem „Schlachtgetümmel" zu thun hat. Ueberdies war *κλόνις* und das davon abgeleitete üblichere *κλονιστήρ*, Hüftmesser, offenbar zu seiner Zeit ein Wort des täglichen

*) Ein grosser Theil der oben berührten Erscheinungen ist, seitdem jene Zeilen niedergeschrieben waren, von Ferd. de Saussure unter dem Titel „Une loi rythmique de la langue Grecque" in den „Mélanges Graux" (1884) p. 737 sqq. mit grossem Scharfsinn unter Gesichtspunkte gebracht, denen ich im grossen und ganzen zustimme.

Gebrauchs, *κλόνος* dagegen ist ein rein poetisches, also dem Volke, das hier etymologisirt haben soll, gänzlich fremdes Wort, das nur bei Homer häufiger, später aber gänzlich verschollen ist. Das eine Wort liegt also dem andern so fern wie möglich. Wollte man an Analogiebildung denken, so läge z. B. *κόνις* und *φρόνις* viel näher. Ich möchte das indess durchaus nicht vertreten, halte vielmehr den Ausfall des *ϝ* so gut wie in *ἔκομεν* für *ἔκοϝμεν* (W. *κοϝ*) für einen rein lautlichen, was Grundz.[5] 150 weiter erörtert ist. Die vereinzelte Schreibung *Ναϝπακτίον* auf der altlokr. Inschrift (Cauer[2] 229 Z. 40) neben dem regelmässigen *Ναύπακτος* zeigt, dass selbst vor Consonanten zwischen *υ* und *ϝ* nach vorhergehendem Vocal kein allzugrosser Unterschied war. Es scheint mir daher keine allzukühne Annahme, dass aus dem vorauszusetzenden **κλοῦνις* durch **κλόϝνις* hindurch in derselben Weise *κλόνις* wurde, wie im hellenistischen Griechisch *ἀτοῦ* aus *αὐτοῦ*. Für *ἄλοξ* neben *αὖλαξ* bleibt dieselbe Deutung (Grundz.[5] 566) mir noch immer die wahrscheinlichste. Auch für absterbende und allmählich sich umgestaltende Laute unverbrüchliche Gesetze heischen, heisst, glaube ich, das Wesen und die Biegsamkeit der Sprache verkennen. Die Geschichte des *ϝ* liefert dazu auch sonst reichliche Beispiele.

Der kretische Dialekt bietet uns die merkwürdigen Accusative Plur. auf *-νς*. G. Meyer § 362 erkennt von diesen zwar Formen wie *πρειγεντάνς* aus der A-Declination als alterthümliche Bildungen an, behauptet aber nach dem Vorgange von Osthoff und andern mit einer den eignen Zweifel verrathenden Emphase, dass die Formen der sogenannten 3. Declination, z. B. *φοινίκανς*, *ἐμβαλλόντανς*, *στατῆρανς*, „nichts irgendwie ursprüngliches", sondern Analogiebildungen nach den eben erwähnten Accusativen der A-Declination wären. Man kann aber schwerlich behaupten, dass die Feminina der A-Declination den Masculinen der consonantischen irgendwie nahe stehen. Es möchte sich überhaupt kaum ein entsprechender Fall nach-

weisen lassen von einer ähnlichen Einwirkung der A-Declination auf die consonantische. Der einzige Grund für die angeführte Behauptung liegt darin, dass solche Accusative zu der Theorie der erwähnten Gelehrten über das sogenannte *n* sonans nicht passen wollen. Aber was für ein wunderliches Gebilde wäre namentlich bei solcher Auffassung das kretische *ἐπιβαλλόντανς*! In dieser Form weist *ντ* entschieden auf das Masculinum, *α* ist nach der erwähnten Annahme dem Femininum entnommen, das doch durch eine ganz verschiedene Stammbildung sich unterscheidet, und die ganze Form ist dennoch masculinisch.

Für höchst unwahrscheinlich halte ich die analogistische Erklärung der Dative Pluralis auf *-εσσι* von andern als s-Stämmen, z. B. *φυλάκεσσι, αἴγεσσι, ἐλθόντεσσι.* Nachdem Bopp in der Vergl. Gramm. neben einer andern Auffassung auch die vorgetragen hatte, die Silbe *-ες-* könne nach der Analogie der Stämme auf *-ες*, ähnlich wie es etwa beim Comparativ *σωφρονέστερος* der Fall ist, in diese Formen gedrungen sein, hat Brugmann Stud. IX, 297 und nach ihm G. Meyer § 374 mit Bestimmtheit behauptet, dass diese Auffassung die allein richtige sei. Kann man denn aber wohl mit irgend einem Rechte vermuthen, dass Formen wie *κύνεσσι, ὀνύχεσσι, χείρεσσι, φερόντεσσι* den grösstentheils neutralen oder adjectivischen Stämmen auf *-ες*, wie *ὀρες-, βελες-, γενες-*, irgendwie n a h e liegen? Das Suffix *-ες* wird regelmässig nicht an Nominalstämme, sondern an Wurzeln angehängt, so dass es für einen Stamm *χειρες-, φεροντες-* an jedem Vorbild fehlen würde. Noch künstlicher sind die Erklärungen der herakleischen Endung *-ασσι*, die man ebenfalls (vgl. Joh. Schmidt, Zeitschr. XXV) auf dem Wege der Analogie zu deuten versucht hat. P. Warncke hat in seiner Dissertation „de dativo pluralis Graeco" (Leipzig 1881) diese Formen, bei denen es allerdings an Schwierigkeiten nicht fehlt, ausführlich behandelt.

Die allgemeine Annahme in Bezug auf Analogiebildungen geht dahin, dass sie u n b e w u s s t entstanden wären. Man be-

trachtet sie recht eigentlich als Wirkungen eines dunkeln Triebes, der in volksthümlichen, „dem Naturleben" näher stehenden Sprachen bewundert wird. Passt dazu unter anderm die Erklärung, welche G. Meyer § 498 von der Präsensform *ἀνύτω* gibt? Er sagt: „*ἀνύτω* und *ἀρύτω* = *ἀνύω* und *ἀρύω* sind erst nach *σ*-Bildungen wie *ἤνυσμαι*, *ἠνύσθην* entstanden". Es lohnt sich auch hier ein kurzes Verweilen bei der urkundlich überlieferten Geschichte der Sprache. Faktisch ist *ἀνύτω* bei Attikern älter bezeugt als *ἤνυσμαι*. Jenes lesen wir bei Sophokles Antig. 805, *ἠνυτόμαν* bei Aeschylus Agam. 815. Erst bei Thukydides kommt *διήνυσται*, erst bei Xenophon *ἤνυσμαι* vor. Aber ganz abgesehen von diesem chronologisch bedenklichen Umstand, hat es für mich keine Wahrscheinlichkeit, dass der „unbewusst waltende Sprachgeist" sich nach Art eines Grammatikers bei der Präsensbildung des Perfects erinnert habe und in weiterer Verfolgung dieser Erinnerung jenem *σ* im Perfect für das Präsens nicht etwa — was ich noch einigermassen begreiflich finden würde — das unzählige Male einem perfectischen *σ* gegenüberstehende präsentische *ζ* entnommen, also **ἀνύζω* gesprochen habe, sondern *ἀνύτω*, das mit seinem *τ* nur noch in dem einzigen *ἀρύτω* ein Seitenstück findet. Macht man hier nicht die vielbewunderte Volksseele zu einem grübelnden Grammatiker? Ich befinde mich bei diesem Urtheil auf demselben Wege mit Delbrück, welcher Einl.² 127 eine Vermuthung Bezzenberger's mit dem Grunde zurückweist, „weil sie bei dem Sprechenden eine zu starke Betheiligung der Ueberlegung voraussetzt".

Aus demselben Grunde vermag ich nicht den Combinationen Brugmann's beizustimmen, die von diesem Gelehrten in Kuhn's Zeitschr. XXIV S. 77 und sonst über eine Reihe von Fällen des auslautenden Sigma gemacht und zum Theil von G. Meyer gebilligt sind. Die Adverbia auf *-ως*, welche aus Ablativen (skr. *-āt*) entsprungen sind, will man nicht mehr, wovon schon S. 26 die Rede war, in alter Weise so erklären,

dass das Sigma, z. B. von *καλῶς* = skr. *kaljāt*, Vertreter des *t* oder wohl richtiger eines *d**) sei. Denn, behauptet man, auslautendes *t* oder *d* ist immer im Griechischen verloren gegangen, nicht in *ς* verwandelt. In einer Form wie *οὕτω* liege diese regelrechte Entwickelung vor, das *ς* von *οὕτως*, *καλῶς* u. s. w. sei nach der Analogie von *ἐξ* neben *ἐκ*, *ἀμφίς* neben *ἀμφί* erst später angetreten. Der Sprachsinn wird hier wieder zu einem grammatisch grübelnden Wesen gemacht, das selbst weit auseinander liegende Thatsachen zu combiniren versteht. Was haben die Adverbien auf *-ως* lautlich und begrifflich mit den angeführten Präpositionen gemein? Beide Kategorien von Wörtern vereinigen sich erst in dem blossen Begriff der Indeclinabilia. Kann man es dem unbefangen sprechenden irgendwie zutrauen einen solchen Begriff im Sinne zu haben und die erwähnten Adverbia von Adjectiven mit jenen Präpositionen zu associiren? Wo bleibt bei solchem Verfahren die viel gerühmte und überall gesuchte Volksthümlichkeit?

Auch sonst reden die Freunde der Analogiebildung nicht selten in ähnlicher Weise, indem sie den unbefangen redenden Menschen Begriffe und Verknüpfungen von Begriffen zutrauen, zu denen es des grammatischen Bewusstseins, ja des gelehrten Studiums bedarf. Man spricht von „empfundenen" Stämmen oder Endungen. Z. B. Misteli S. 420 sagt referirend: „Inzwischen wurde *-σα* als Tempussilbe empfunden". Brugmann drückt sich Morphol. Unters. III, 49 so aus: „Für die Sprachempfindung zerlegte sich ital. *stetti* gewissermassen in *st-etti*". An einer andern Stelle ist davon die Rede, in *εἰδέναι* sei *εἰδε-* „als Stamm empfunden". Ich kann nicht glauben, dass der Begriff Stamm überhaupt empfunden werden könne. Dieser

*) In einem Gespräch mit Windisch habe ich mich überzeugt, dass jedenfalls für das Sanskrit, höchst wahrscheinlich auch für die indogermanische Ursprache, nicht *t*, sondern *d* als ursprünglicher Consonant des Ablativ Sing. zu betrachten ist.

Begriff ist selbst den griechischen Grammatikern bekanntlich fremd geblieben. Erst die neuere Sprachwissenschaft hat ihn durch Nachdenken gefunden und nach dem Vorgang der indischen Grammatiker zu grösserer Klarheit gebracht. Es scheint mir ein psychologischer Irrthum, der Empfindung zuzutrauen, was selbst der „Verstand der Verständigsten" nur schwer ermittelt.

Eine weitere Frage ist die nach der Zahl der Fälle, welche eine Analogiebildung hervorgerufen haben kann oder soll. Dass es glaublicher und wahrscheinlicher ist, wenn man behauptet, eine grössere Anzahl von Fällen habe einen einzelnen oder einige wenige nach sich gezogen, als umgekehrt, wenn man annimmt, eine einzige oder eine ganz kleine Anzahl von Formen hätten die Kraft gehabt, auf eine grosse Masse anderer einzuwirken, bedarf kaum der Begründung. Diese unverkennbare Wahrheit wird von Misteli S. 414 ff. ausführlich auseinander gesetzt. Die Analogetiker sind daher auch stets bemüht, wenn es irgend möglich ist, eine grössere Anzahl von Formen als Musterbilder herbeizuziehen, aber sie schrecken nicht davor zurück, gelegentlich auch etwas ganz vereinzeltes als Vorbild einer grossen Masse aufzustellen. Von derartigen Behauptungen ist mir keine einzige glaublich. Ich vermag mich also nicht davon zu überzeugen, dass das *σθ* von *ἔφησθα*, *τίθησθα* u. s. w. auf einer blossen Nachbildung von *οἶσθα* und *ἦσθα* beruhe, wie dies von Osthoff und andern mehrfach behauptet ist; noch weniger, dass *δέδωκα*, von welchem man behauptet, aber nicht bewiesen hat, das *κ* sei wurzelhaft, die Quelle oder, um Pott in der Anwendung eines andern Bildes zu folgen, der Leithammel sämmtlicher griechischen Perfecta auf *-κα* geworden. Denn hier ist nicht einmal für dies angebliche Muster, wie ich Verb. II² 226 gezeigt habe, im sanskr. *dāç* eine irgendwie verlässliche Erklärung gefunden worden. Die W. *δωκ* als Parallele zu *dāç* wäre nie aufgestellt, wenn sie nicht so schön zu passen geschienen

hätte, um jenem schwierigen *x* einen indogermanischen Ahnherrn zu verschaffen. Behauptet freilich hat man, es gäbe auch auf deutlicher erforschbaren Gebieten sichere Fälle so eigenthümlicher Zeugung einer Masse von Formen nach dem Vorbilde eines einzigen. Brugmann, Morphol. Unters. III, 49, nimmt an, die italienischen Perfecten auf *-etti*, z. B. *vendetti*, *fremetti*, seien sämmtlich Nachbildungen von ital. *stetti* = lat. *steti*. Allein das beruht auf einem Irrthum. In Wirklichkeit gibt es, was ich Schuchardt (Vocalismus des Vulgärlateins I, 35) entnehme, im Italienischen 29 Perfecta auf *-etti*, welche jedoch nicht alle unmittelbar von *stetti* ausgehen. Die auf *-detti*, 13 an der Zahl, wie *vendetti* = *vendidi*, *credetti* = *credidi*, stammen vielmehr vom lat. *-didi*. Höchstens der harte Explosivlaut könnte seine Quelle in dem ganz vereinzelten *stetti* haben (vgl. Osthoff M. U. IV, 3). Von da verbreitete sich allerdings die Bildung weiter. Aber schon im Spätlateinischen finden sich Missbildungen wie das jenem *credidi*, *vendidi* nachgebildete *pandidi*. Diese Formen sind offenbar die Vorläufer der weiter wuchernden italienischen Perfecta auf *-detti*. Um kühnere Annahmen dieser Art glaubhaft zu machen, hat Brugmann Morphol. Unters. I, 82 unter Zustimmung Delbrück's Einleitung S. 107 auf die Möglichkeit aufmerksam gemacht, dass durch allmähliche Fortsetzung der Analogiebildung aus einigen wenigen, ja sogar aus einer einzigen Form nach und nach eine grosse Menge sich hätte bilden können. Aber hier gilt das Wort Misteli's, „möglich ist vieles“. Es fragt sich aber, was wahrscheinlich ist, und das wird man von solchen Annahmen gewiss nicht sagen, auch wenn wirklich, wie an den angeführten Stellen behauptet wird, in einzelnen neueren slawischen Sprachen die Endung *-mĭ*, *-m* der 1. Sing. sich von vier älteren Formen der Art auf alle Conjugationsclassen verbreitet haben sollte. Es scheint mir überdies sehr gewagt, aus Vorgängen eines einzelnen Sprachkreises Schlüsse auf ein andres Gebiet zu ziehn, wie das, welches uns hier zunächst beschäf-

tigt. Hier folge ich der alten, goldnen Regel: qui bene distinguit bene docet. Die Verschiedenheiten der einzelnen sprachlichen und mundartlichen Gebiete zu erkennen, bleibt eine ebenso wesentliche Aufgabe der Sprachwissenschaft, wie die allgemeinen Neigungen und Aehnlichkeiten des Sprachlebens überhaupt zu beobachten. Nachdem übrigens jenes *δέδωκα* einige Jahre hindurch gleichsam ein Hauptschiboleth der neuen Richtung im Gegensatz zur alten geblieben ist, hat Osthoff in seiner neuesten Schrift „Zur Geschichte des Perfects" S. 324 ff. diese Vermuthung auch seinerseits vollständig verworfen, ein recht deutliches Zeichen davon, dass die jüngern Gelehrten auch ihrerseits trotz gewisser gemeinsamer Bekenntnissformeln recht weit auseinander gehn.

Joh. Schmidt hat in Bd. XXVII, 309 ff. seiner Zeitschrift über „die Entstehung der griechischen aspirirten Perfecta" eine neue Ansicht aufgestellt, bei welcher die uns hier beschäftigenden Fragen über die Wahrscheinlichkeit angeblicher Analogiebildungen mehrfach in Betracht kommen. Die Thatsachen, auf die es ankommt, sind von mir Verb. II² 217 ff. zusammengestellt und von Joh. Schmidt nicht vermehrt. Wir finden zu zwei verschiedenen Zeiten und in zwei verschiedenen Dialekten in zwei verschiedenen Formen des Perfects eine durch keine feste Gewohnheit, oder mit andern Worten, durch kein Lautgesetz erklärbare Aspiration der gutturalen und labialen Explosivlaute:

1) in der 3. Pl. Perf. und Plsqpf. Medii bei Homer, Herodot und den ältesten Attikern: homer. *τετράφαται* (zu *τρέπω*), herod. *εἰλίχατο*,

2) im activen Perfect in einer einzigen Spur bei Herodot (*πέπομφα*), dann im Atticismus mit der Zeit immer häufiger, in einzelnen Spuren auch ausserhalb des Atticismus.

Zwei Fragen werfen sich hierbei auf, erstens die nach der Erklärung beider Erscheinungen und zweitens die, ob die zweite, bedeutend später auftretende mit der ersten in einem

historischen Zusammenhange steht. Die erste Frage habe ich dahin beantwortet, dass die Aspiration als eine sporadische, allmählich sich weiter verbreitende Lautveränderung aufzufassen sei, die zweite dahin, dass man zwar die ältere Aspiration im Medium als den „Vorläufer“ der zweiten betrachten, nicht aber einen directen Zusammenhang zwischen beiden nachweisen könne.

Gegen die Annahme einer sporadischen Lautaffection, die sonst Schmidt's Principien nicht durchaus entgegen steht, macht dieser hauptsächlich drei Einwendungen:

1) auf diesem rein lautlichen Wege erkläre sich zwar die Aspiration der ursprünglichen ‘tenues’, nicht die der ‘mediae’. Dieser Einwand hat insofern seine Berechtigung, als allerdings die Erscheinung der Aspiration bei harten Explosivlauten, freilich fast nur denen des gutturalen und labialen Organs, sich ziemlich häufig beobachten lässt, wie ich Grundz.[5] 501 ff. nachgewiesen habe, die eines weichen Explosivlautes aber (Grundz.[5] 521 ff.) für die Gutturalen nur in geringem Umfange — entschieden aber bei *πρό-χνυ* = **πρό-γονυ* (vergl. *γνύ-ξ*) — und für die Labialen gar nicht. Ich habe daher in meinem „Verbum“ das ziemlich häufige Vorkommen eines *φ* im Perfect gegenüber einem wurzelhaften *β*, z. B. in *τετρί-φαται* und *τέτριφα*, besonders hervorgehoben, ohne dass ich mir zutraute, für den Anlass dieser Erscheinung eine nach allen Seiten befriedigende Erklärung zu geben. Ich begnügte mich mit der Annahme, dass wir hier ein Fortwuchern der Aspiration anzunehmen hätten, wozu sich namentlich bei den Attikern anderweitige Belege finden. Mein Gegner aber greift sogar S. 310 zu der schneidigen Wendung: „Dass im Perfect andere Lautgesetze gelten als in allen übrigen Sprachformen, wird niemand annehmen wollen“. Aber wer spricht von Lautgesetzen? Auch die Aspiration einer Tenuis ist kein Lautgesetz und wird doch von Joh. Schmidt anerkannt. Aus derselben W. *τεκ* geht zwar *τέκ-νο-ν*, aber auch *τέχ-νη* hervor

neben lokr. τέκ-να, aus W. λυκ λύχ-νος, aber aus πυκ (πυκάζω) πυκ-νό-ς, aus βλεπ zwar βλέπω, aber βλέφαρον. Neben τύκος, τετύκοντο steht τετεύχαται, τέτευχα, τεύχω, τυγχάνω, ἔτυχον. Es ist niemand gelungen und wird schwerlich jemand gelingen, die Bewegung der Laute durchweg auf feste Normen zurückzuführen, wie ich im ersten Abschnitt dieser Untersuchung gezeigt zu haben glaube. Diese Wahrnehmung kommt hier zur Anwendung.

2) Zweitens fragt Joh. Schmidt, warum denn gerade das Perfect in so erheblichem Umfange die Aspiration, sogar im Unterschied von andern Zeitformen desselben Stammes erfahre, warum es zwar βέβλεφα, aber nicht etwa βλέφω heisse. Diese Frage kann ich nicht in einer abschliessenden Weise beantworten, aber ich glaube, dass die Gegner meiner Auffassung ebenso wenig zu sagen wissen, warum zwar in γλυκύς das κ erhalten, in ταχύ-ς aber (Grundz.[5] 507) in die Aspirata verwandelt ist, warum in λιπ' ἐλαίῳ das π geblieben, in ἀλείφω aspirirt ist, warum τέτοκα sein κ nie mit χ vertauscht, κέκοφα aber gegenüber dem homer. κεκοπώς sein π in φ verwandelt hat. Dass eine Lautaffection in gewissen Sprachformen sich weiter verbreitet und fester haftet als in andern, ist nicht befremdlich und lässt sich auch sonst nachweisen. Denn das Bestreben, gleichbedeutende Formen gleichmässiger zu gestalten, ist ein sehr natürliches. Ich verweise z. B. auf die Vorliebe des sog. starken Passivaorists für die Mediae (Verb. II[2] 356). Man wird auch in der Erklärung des σϑ der Medialformen schwerlich ohne die Annahme eines solchen Fortwucherns auskommen können. In diesem Sinne ist also das Princip der Analogiebildung auch hier anzuerkennen, worin ich mit Gust. Meyer (Gr. S. 422) übereinstimme. Nur glaube ich nicht, dass man damit allein auskommt, noch weniger, dass die Schmidt'sche Erklärung auf Wahrscheinlichkeit Anspruch machen kann.

3) Von gar keinem Gewicht scheint mir der dritte Ein-

wand, nämlich die bekannte Thatsache, dass im Perfect ein τ oder δ niemals zu ϑ werde. Denn erstens gibt es ausser den W. *πετ* und *λιτ*, die gar kein Perfect bilden, schwerlich eine Wurzel auf τ und daher auch keine Perfectform, die ionisch in der 3. Pl. auf *-τασαι* oder attisch in der 1. S. Act. auf *-τα* ausgeht. Es fehlt hier also an jeder Gelegenheit zu aspiriren. Die Stämme auf δ aber sind nur zum sehr geringen Theil Primitiva. Von diesen werden *κέκηδα, ὄδωδα, κέχοδα, πέπορδα* ebenso wie *κέκραγα,* hom. *κεκοπώς, πέπηγα* ohne Aspiration gebildet. Fast durchweg sind diese Stämme abgeleitete (Pr. *αζω, ιζω*), wozu sich, etwa mit Ausnahme der homerischen Formen *ἀκηχέδ-αται, ἐρηρέδ-αται,* Perfecta erst in sehr später Zeit hinzufanden. Bei diesen stellte sich dann nach der Analogie der vocalischen Stämme das Perfect auf *-κα* ein, worüber ich auf Verb. II[2] 232 verweise. Sodann ist bei dieser Frage nicht ausser Auge zu lassen, dass die dentale Aspirata, rein lautlich betrachtet, nicht ganz auf einer Linie mit den andern Aspiraten steht. Schon der Umstand, dass für ϑ im ältesten Alphabet die Schreibung *TH* gar nicht, statt dessen aber vereinzelt *ΘH* nachweisbar ist*), zeigt, dass die dentale Aspirata der Tenuis ferner stand als χ einem κ und φ einem π. Ich bezweifle nicht, dass das explosive Element des ϑ von Anfang an an einer andern Articulationsstelle, das heisst mehr interdental, hervorgebracht wurde als τ. Damit hängt die Thatsache zusammen, dass die hysterogene Aspiration von τ ungleich seltner ist als die von κ und π. Man wird mir, glaube ich, zugeben, dass, so betrachtet, das Fehlen von ϑ als Vertreter eines τ oder δ im Perfect gar nichts auffallendes hat.

Wie aber lautet denn die neue Erklärung?

---

*) *ΘHAPΥMAKHOΣ* auf einer sehr alten linksläufigen Inschrift aus Thera (Mitth. des archäol. Instit. II S. 73 = Roehl Inscr. Ant. Nr. 444), von mir besprochen Stud. X, 223. Dazu ein zweites Beispiel Roehl 449.

„Die Entwicklung der Formen“, sagt Joh. Schmidt a. a. O. S. 311, „lässt sich nun Schritt für Schritt verfolgen. Zuerst wurde die in *τέταχθε, ἐτέταχθε* lautgesetzlich entstandene Aspiration nur auf *τετάχαται, ἐτετάχατο,* die einzigen Formen des Ind. Med., welche vocalisch anlautende Endung hatten, übertragen“. Diese Uebertragung ist aber, wenn man sie genauer erwägt, keineswegs eine so einfache Sache, wie es scheinen möchte. Wenn Uebertragung oder Analogiebildung auf einem unwillkürlichen Abirren des sprechenden zu einem Sprachgebilde andrer Art beruht, so ist dieser seelische Vorgang ohne Zweifel dann mit grösserer Wahrscheinlichkeit vorauszusetzen, wenn das Nachbild dem Vorbilde möglichst nahe kommt, weniger wahrscheinlich, wenn das Nachbild von dem Vorbilde sich nicht unerheblich unterscheidet. Die fragliche Perfectform nun, z. B. *τέταχθε*, unterscheidet sich von ihrem angeblichen Nachbild, z. B. *τετάχαται,* nicht unwesentlich. Statt der Consonantengruppe in der ersten Form begegnet uns in der zweiten ein einfacher Consonant. Statt der für einen grossen Theil der medialen Perfectformen gesetzlichen kurzvocalischen Stammformen, z. B. *τέτυχθε,* haben wir hier die langvocalische, z. B. *τετεύχαται.*

Es fragt sich ferner, ob ihrem Gebrauche nach die 2. Pl. geeignet ist, das Vorbild abzugeben für die 3. Pl. Im System unsrer Schulgrammatik steht freilich die 2. Pl. unmittelbar vor der 3. Pl. Aber jene homerischen oder gar vorhomerischen Griechen, denen man zutraut, dass ihnen *τέταχθε* so sehr im Ohre klang, dass sie das *χ* dieser Form, von dem *θ* gesondert, gedankenlos in die 3. Pl. übertrugen, waren doch sicherlich keine A-B-C-Schützen, denen die Schulleier sich bis ins reifere Alter erhielt. An sich hat die 3. Pl. gewiss mit keiner andern Personalform weniger gemein als mit der 2. Pl. Ferner: Die zweite Person Pluralis ist, das kann man wohl ohne Bedenken sagen, von allen Personalformen die seltenste. Denn dem Menschen ist viel öfter die Gelegenheit gegeben

von dritten Personen in einem der Numeri oder von sich selbst, auch mit Einschluss anderer, zu reden, oder einen einzelnen anzureden, als das gleiche in Bezug auf eine Mehrzahl von Personen zu thun. In andern Fällen hat jedenfalls die 2. Pl. keinen Einfluss auf die 3. Pl. geübt. Die beiden vereinzelten homerischen Formen *ἐρηρέδαται, ἐρράδαται* zeigen nicht die leiseste Beziehung zur 2. Pl., welche auf -*σθε* ausgehn müsste. Thatsächlich ist uns ferner zu keiner der 4 hier in Betracht kommenden homerischen dritten Personen des Perfects und Plusquamperfects auf *αται, ατο,* nämlich *δειδέχαται, ἔρχαται, ὀρωρέχαται, τετράφατο,* eine entsprechende zweite Person überliefert. Ob zu den 5 übrigen Beispielen dieser Bildung, nämlich den herodoteischen *εἱλίχατο, ἐσεσάχατο, ἀναμεμίχαται, τετάχαται* (das auch bei Thukydides vorkommt), *τετρίφαται,* zweite Personen vorhanden sind, lässt sich aus Mangel entsprechender Sammlungen nicht entscheiden. Mehr als diese 9 von mir Verb. II[2] 239 f. nachgewiesenen Formen*) sind nicht bekannt, und dass das herodoteische *ἀπίκατο* der einzige Fall ist, in welchem innerhalb dieser Tempora ein harter Explosivlaut unverändert bleibt, habe ich selbst ebendort S. 240 ausgesprochen. Diesem Thatbestand gegenüber sage ich S. 219, „diese Bildungen beruhten auf einer vereinzelten Affection und seien später ganz verschwunden“. Mein Gegner tadelt dies. Es sei vielmehr die Aspiration fast zum Gesetz geworden. Nun, ob man eine Erscheinung, die bei 10 vorliegenden gleichartigen Fällen sich 9 mal realisirt, einmal aber nicht realisirt, mit dem feierlichen Namen Gesetz belegen will, ist Geschmackssache. Bei meiner Bemerkung über das spätere Verschwinden der Form dachte ich natürlich an die im jüngeren Atticismus allein übliche Bildungsweise durch Umschreibung

---

*) Auch v. d. Pfordten „Zur Geschichte des griech. Perfects“ (München 1882) hat nichts hinzugefügt. Er schliesst sich in Bezug der Aspiration vor *αται, ατο* der meines Erachtens von Joh. Schmidt widerlegten Erklärung Gust. Meyer's (§ 546) an.

(τεταγμένοι εἰσί), die mit der Zeit die allein herrschende wurde.

Wir kommen jetzt zur Aspiration im activen Perfect. Die Behauptung, jene Medialformen, die uns bisher beschäftigten, seien das Muster für die entsprechenden activen gewesen, wird durch den Thatbestand der wirklich überlieferten Formen keineswegs begünstigt. Den 5 homerischen Medialformen steht bekanntlich gar kein Beispiel der activen zur Seite. Den 4 herodoteischen und altattischen nur τέταχα, dies aber ist nicht aus derselben Zeit mit τετάχαται überliefert. Ersteres kommt erst bei Xenophon und Plato, τετάχαται schon bei Herodot vor. Unter den 37 Beispielen (Verb. II² 222) der activen Perfecta mit Aspiration sind τέταχα, τέτροφα (τέτραφα) und τέτριφα (Aristoph.) die einzigen, denen überhaupt eine entsprechende Medialform zur Seite steht. Das erst bei Polybius auftretende μέμιχα hat gewiss nicht im herodoteischen ἀναμεμίχατο seine Quelle. Das Perfectum des Activs unterscheidet sich ja überhaupt, wie ich an jenem Orte gezeigt habe, weit mehr als andre Activformen von der entsprechenden Bildung des Mediums. Hier in alterthümlicher Weise unmittelbare Anfügung der Personalendung, dort, von wenigen Resten älterer Prägung abgesehen, der feste Vocal α (ε), hier — im Medium — die schwache Stufe der Stammsilbe, wenigstens vorherrschend, dort — im Activ — umgekehrt. Der älteste Fall eines aspirirten activen Perfects πέπομφα hat mit einem etwa vorauszusetzenden *πεπέμφαται nicht denselben Vocalismus. τέτροφα von τρέπω ist aus früherer Zeit überliefert als τέτραφα (Verb. II² 210), und doch steht jenes dem homerischen τετράφατο ferner als dies. Es ist möglich, ja nicht unwahrscheinlich, dass unsre Ueberlieferung durch Zufälligkeiten lückenhaft geworden ist. Immerhin aber haben wir keinen andern sicheren Boden zur Begründung sprachhistorischer Behauptungen als diese. Und diese Thatsachen lassen sich nicht eben leicht mit jenen Behauptungen vereinigen.

Aus solchen Gründen halte ich die Schmidt'schen Ansichten nicht für wahrscheinlich und bleibe bei der Auffassung, die ich in meinem Verbum zu begründen versucht habe. Ich fasse diese folgendermassen zusammen:

1) Die aspirirten Medialformen beruhen ursprünglich auf der rein lautlichen Affection der tenues (*δειδέχαται, τετράφαται*).

2) Der Analogie der so entstandenen Formen folgten die mit stammhafter Media (*ἔρχαται, τετρίφαται*). Begünstigt wurde diese Uebertragung dadurch, dass es, wie Verbum II[2] 240 nachgewiesen ist, eine Reihe zum Theil sehr geläufiger Formen der Art mit stammhafter oder doch weiter verbreiteter Aspirata gab (*τετεύχαται, ἐπώχατο, κεκρύφαται*. später *γεγράφαται*).

3) Ob die Aspiration im Activ in Beziehung zu der im Medium steht, ist nicht auszumachen. Factisch ist ihre weitere Verbreitung erst Jahrhunderte später nachweisbar, das heisst aus einer Zeit, da die Formen auf *-αται* schon beinahe verschollen waren. Die activen Perfecta werden erst zur Zeit der attischen Redner häufiger.

4) Auch diese Aspiration ist ihrem Keime nach lautlichen Ursprungs. Das älteste Beispiel *πέπομφα* steht auf einer Linie mit dem von Hesychius angeführten *πομφ-αγωγεῖ*. Dieselben Umstände wie im Medium begünstigten die Uebertragung der Aspiration auf Verba mit wurzelhafter Media. Man vergleiche *ἦχα* mit *ἔπτηχα* und andrerseits mit *εἴληχα*, ebenso *βέβλαφα* mit *βέβλεφα, κέκοφα* und andrerseits mit *γέγραφα*.

Ich habe diese Controverse absichtlich ausführlicher erörtert, weil ich daran zeigen wollte, wie ich mich keineswegs principiell gegen das Walten einer blind fortwuchernden Analogie verschliesse, andrerseits aber mit dem verhängnissvollen aut — aut zwischen einer oft sehr mit Unrecht so benannten lautgesetzlichen Erklärung und einer analogischen mich nicht einverstanden erklären kann. Vielmehr bin ich der festen

Ueberzeugung, dass die Wahrheit nur gefunden werden kann, wenn man das ganze Gebiet der Formen, um deren Erklärung es sich handelt, mit sorgfältiger Rücksicht auf Ort, Zeit, Häufigkeit des Vorkommens und andre Umstände in Betracht zieht und sich, soweit dies möglich ist, in die den sprechenden Menschen für jeden Fall sich darbietenden Probleme hinein versetzt. Diese Untersuchung bot uns zugleich einen Beleg für die ebenfalls nicht zu übersehende Wahrheit, dass sich recht oft für dieselbe Erscheinung verschiedene Ausgangspunkte analogischer Umgestaltung aufstellen lassen, unter denen die Wahl zu treffen ist, etwa wie zur Heilung der verdorbenen Stelle eines Schriftstellers zwischen verschiedenen Conjecturen *).

Eine weitere Frage ist die, für wie alte Zeiten der Sprachgeschichte wir Analogiebildungen annehmen dürfen. Dass jüngere Sprachperioden dergleichen mehr aufweisen als ältere, bezweifelt wohl niemand. Dennoch hat man in dem Eifer, eine möglichst grosse Zahl von Analogiebildungen aufzustellen, sie sogar für die allerfrühesten Zeiten als wahrscheinlich zu bezeichnen gewagt. Gewiss ist es aber kein Zufall, dass man vorzugsweise in neueren Sprachen, namentlich den romanischen, zuerst auf diese Bildungen aufmerksam geworden ist, und dass auch anderswo, z. B. im Lateinischen, unverkennbare Analogiebildungen grossentheils der späten Zeit angehören. Für wahrscheinlicher können sie daher jedenfalls nur in jüngeren Perioden der Sprache gelten. Ich schliesse mich hier einer feinen Bemerkung Paul's in seinen „Principien der Sprachgeschichte“ S. 65 an. Er spricht dort von der „In-

---

*) Zu dieser ganzen Auseinandersetzung vergleiche man jetzt die neue Behandlung dieses Gegenstandes durch Osthoff „Zur Geschichte des Perfects“ (Strassburg 1884) S. 284 ff., namentlich die Polemik gegen Joh. Schmidt S. 614 ff. Ich finde eher Anknüpfungen bei Osthoff als bei Joh. Schmidt, vermag aber in der Hauptsache auch dem ersteren nicht zu folgen.

tensität", von dem Grade der Bewusstheit und des Interesses, mit dem eine Vorstellung aufgenommen wird, und fährt fort: „Da jede Vorstellung mit der Zeit an Stärke einbüsst, so kommt sehr viel darauf an, wie lange Zeit seit der ersten Aufnahme verstrichen ist". Mit Weiterführung dieses, mich dünkt schlagenden Gedankens, dürfen wir für frühe Zeiten ein grösseres Festhalten des ursprünglich geschaffenen vermuthen, und es scheint mir gänzlich unglaublich, dass die Sprachen schon in den frühesten Zeiten ihrer Feststellung, das ist in jener Periode, die W. v. Humboldt die der Organisation nennt, von den kaum geschaffenen und, wie wir vermuthen dürfen, frisch und lebhaft im Gedächtniss festgehaltenen Formen aus gleich wieder abgeirrt und ins Schwanken gerathen seien, dass die Menschen, durch den Dämmerschein beliebiger Aehnlichkeiten verführt, das eben hervorgebrachte Sprachgut gleich massenhaft durch Angleichungen und Nachbildungen verdunkelt und gleichsam verdorben hätten. Liegen nun auch solche Zeiten in unendlicher Ferne, so dürfen wir doch wohl nach dem Schlusse der Analogie für ältere und regere Zeiten, die uns durch eine Fülle wohl unterschiedener alter Formen imponiren, voraussetzen, dass Abirrungen der erwähnten Art bei ihnen überhaupt, wenn auch vielleicht nicht unerhört, doch in keiner Weise zu erwarten sind.

Man hat in verschiedener Weise die Analogiebildungen einzutheilen versucht. Der wichtigste Unterschied scheint mir der von Brugmann Stud. IX, 309 f. gefundene, in innerliche und äusserliche. Innerlich sind diejenigen, bei denen innerhalb eines Systems von Formen eine Anähnlichung einer Form an eine andere oder mehrere andere desselben Systems stattfindet, z. B. ein Fall, den wir schon oben betrachteten: noch zu Cicero's Zeit *honōs honoris*, später *honor honoris*. Brugmann nennt diese Art der Angleichung Systemzwang. Von Zwang aber kann hier nicht die Rede sein. Denn, wie wir sahen, sehr oft bleibt unter denselben Bedingungen eine Form

unverändert, die anderswo verändert wird. Es heisst *robur roboris*, aber *corpus corporis*. Ein Beispiel äusserer Analogiebildung ist der ebenfalls schon erwähnte Uebertritt von *ἀγώνεσσι* in *ἀγώνοις*, das Wort tritt in ein aussen liegendes System über. Dass im allgemeinen die innere Analogie die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hat, ist klar. Denn eine Behauptung der Art ist um so glaublicher, je greifbarer das Band ist, das die eine Form mit der andern verbindet. Jede Form liegt aber den übrigen desselben Systems ganz besonders nahe. Die Zusammengehörigkeit von *honos* und *honoris*, *honorem* war auch dem ohne Reflexion sprechenden nicht verborgen, von ihr dürfen wir ein Gefühl bei jedem voraussetzen, dem die Sprache angeboren war. Es wird hier also die Bedingung erfüllt, die wir S. 49 für jede Analogiebildung als eine wesentliche aufstellten. Als Beispiele der inneren Analogie, für welche der Name Ausgleichung der angemessenste sein dürfte, mögen hier noch folgende aufgeführt werden. Da das lateinische *ver* dem griech. *ϝέαρ* entspricht, müssen wir als Stamm des ersteren **veser* erwarten = griech. *ϝέσαρ*. Im Griechischen fiel nach dem bekannten Lautgesetz das inlautende *σ* aus, dem Lateinischen aber ist dies Lautgesetz unbekannt. Hier aber gerieth das *s* in den Casus obliqui mit dem *r* des schwächsten Stammes **vesr* (vgl. *patr*) in Conflict und musste schliesslich vor dem *r* ausfallen. So wurde, wie ich glaube, zuerst aus *vesr-is vēr-is*, aus *vesri vēri* u. s. w. und erst später erklang die zusammengedrängte Form *vēr* auch im Nominativ. Von ähnlicher Art ist die allbekannte Vereinfachung des Vocalismus im deutschen Praeteritum, in der älteren Sprache *band*, *bunden*, in der späteren *band*, *banden*. Für das Griechische ist ein Normalbeispiel dieser Art von Veränderung das Plusquamperfectum des Activs (Verb. II[2] 157 ff.), auf dessen Lautgestalt wir schon oben S. 49 geführt wurden. Hier sind uns nämlich die verschiedenen Stadien der Ausgleichung überliefert. Es sind ihrer zunächst drei. Bei Homer finden wir *ᾔδεα* neben der 3. Sing.

ᾔδεε oder ᾔδεεν, woneben auch schon das contrahirte ᾔδειν und damit der Diphthong *ει* eintritt, der dazu bestimmt war, sich in dieser Form mehr und mehr geltend zu machen. Die zweite Stufe zeigt uns im Altattischen die 1. Sing. ᾔδη, 3. Sing. ᾔδειν und ᾔδει. Auf der dritten Stufe stehen die späteren attischen Formen. Hier ist der verhängnissvolle Diphthong schon in die 1. Sing. eingedrungen: ᾔδειν. Ebenso in den Pluralen: ᾔδειμεν, ᾔδειτε. In der 3. Pluralis aber wird das altberechtigte *ε* in ᾔδεσαν noch festgehalten. Erst im Uebergang zur *κοινή* taucht ᾔδεισαν auf, das also gewissermassen ein viertes Stadium bezeichnet. Von demselben Fortwuchern eines vocalischen Elements haben wir ein sicheres Beispiel im Dativ Pl. der Adjectiva auf *υ*. Von ἡδύς sollte der Dativ Pl. regelrecht *ἡδύσι lauten. Diese Form ist aber schon aus unseren frühesten Texten verschwunden und statt dessen das *ε* von ἡδέσι aus den übrigen Casusformen ἡδέος, ἡδέες u. s. w. eingedrungen. Ueber diesen Fall, sowie über ähnliche Fälle herrscht jetzt wohl allgemeine Uebereinstimmung.

Uebertragungen von einem System zum andern entsprechen im grossen und ganzen dem, was die alten Grammatiker Metaplasmus nennen. Metaplasmen aber werden überhaupt nur dann glaublich sein, wenn ein Band der Bedeutung zwischen den Formen stattfindet, wie es z. B. in ἀγώνοις als Dat. Pl. von ἀγών geschieht. Es muss doch immer ein tertium sein, in welchem *a* und *b* zusammen treffen, oder, anders aufgefasst, eine causa movens, durch welche eine Form *a* zu der Gruppe *b* hinüber gezogen wird. Das gemeinsame liegt hier auf den ersten Blick ausschliesslich in der Gleichheit des Casus. Es kommt aber in solchen Fällen immer darauf an, auch die Lautverhältnisse genau zu untersuchen und der Frage näher zu treten, warum in dem bestimmten Falle die Sprache einem solchen Metaplasmus sich hingab. Es wäre hart, anzunehmen, dass die attische Form des Dat. Pl. ἄγωσι, die jenem ἀγώνοις mit seiner zweiten Hälfte so unähnlich ist, dennoch in diese

übergegangen wäre. Das ist aber nur selten der Fall. Nicht *ἄγωσι*, sondern *ἀγώνεσσι* ist die herrschende Form in solchen Mundarten, denen jener Metaplasmus eigen ist. Der Uebergang von *ἀγώνεσσι* zu *ἀγώνοις* war jedenfalls leichter als der von *ἄγωσι*. Eine äussere Analogiebildung wird um so wahrscheinlicher, je mehr sie sich einer Reihe ähnlicher Fälle anschliesst. Auch dies ist wiederum in dem angegebenen Beispiel der Fall. Die O-Declination tritt in einer grossen Reihe von Fällen als die bequemere an die Stelle der consonantischen, ebenso wie im Verbum die einfachere und darum bequemere thematische Conjugation massenhaft die buntere nichtthematische überwuchert. Im Gebiet der Nominaldeclination könnte man diesen Uebertritt in die gleichsilbige Declination Isosyllabismus nennen*). Die weitere Untersuchung wird uns noch einmal zu jenen merkwürdigen Dativen zurückführen und, denke ich, von einer neuen Seite Licht auf ihre Entstehung verbreiten. Sichere Schritte thun wir auf diesem schlüpfrigen Boden nur, wenn wir die einzelnen Fälle im Zusammenhang und von den verschiedensten Seiten betrachten. Mit der kurzen Einweisung in die Kategorie „Analogiebildung" ist es nicht gethan. Mit Ascoli müssen wir nach dem warum fragen.

Eine mehrfach erörterte Frage ist die, inwiefern bei den sprechenden ein Gefühl für die Bedeutsamkeit der Laute und Silben als mitwirkend bei der Entscheidung zwischen Erhaltung und Veränderung vorauszusetzen ist. Delbrück in seiner Einleitung² S. 106 spricht sich über diesen Punkt folgendermassen aus: „Man ist, wie mir scheint, nicht berechtigt an-

---

*) Belehrend sind die zahlreichen Fälle derselben Anomalie im Pali. Torp in seiner Leipziger Doctordissertation „Die Flexion des Pali" (Christiania 1881) erläutert z. B. den Satz: „Die meisten einsilbigen consonantischen Stämme treten im Pali durch Stammerweiterung in die vocalische Flexion über" (S. 29) und ähnliche Uebergänge dieser Art durch viele Beispiele.

zunehmen, dass die Griechen und Inder noch ein Gefühl für die Bedeutsamkeit des einzelnen Lautes in einer Sprachform gehabt hätten, welches uns abhanden gekommen wäre". Ohne dass ich zwischen den alten und neueren Sprachen in dieser Beziehung einen wesentlichen Unterschied machen möchte, scheint mir die Voraussetzung, dass ein Gefühl, wenn nicht ein Bewusstsein, von der Bedeutung der Formen in den sprechenden vorhanden war, ganz unabweisbar. Wie wäre es denkbar, dass die wesentlichen Kategorien der Sprache, also z. B. die Formen der Casus, der Personen, der Modi sich trotz einzelner Verschiebungen im grossen und ganzen unversehrt durch so ungeheure Zeiträume erhalten hätten, ohne die Wirkung des Sprachgefühls, das alle diese Formen beherrschte und sicher zu unterscheiden wusste? Während ich also oben S. 55 denen widersprechen musste, welche bei den sprechenden ein Gefühl für die Entstehung und die morphologische Gliederung der Sprachformen, namentlich also für den Unterschied von Stamm und Endung voraussetzen, so muss ich umgekehrt für die Bedeutung, das heisst für die syntaktische Verwendbarkeit der Formen, mit Entschiedenheit solches Gefühl annehmen. Auch ein nicht schulmässig gebildeter Grieche des Alterthums wird gewusst haben, wann er *ποδῶν*, wann er *ποσί* zu setzen hatte, wird *λύκου* als denselben Casus wie *ποδός*, wird *δοίη* als denselben Modus wie *λέγοι* empfunden haben u. s. w. Dass dieses Sprachgefühl aber nicht so weit ging, den Ursprung der Formen zu erkennen, versteht sich von selbst. Dieser Ursprung bietet ja auch für unsre Wissenschaft die schwierigsten Probleme. Die Worte also, die Delbrück hinzufügt, „denn auch ihnen [den alten Indern und Griechen] waren wie uns von Generation zu Generation nur fertige Sprachformen überliefert, und jene Urzeiten, in denen die indogermanischen Formen nach der Bopp'schen Annahme aus bedeutsamen Elementen zusammengesetzt wurden, lagen für sie nicht weniger wie für uns in dämmernder Vor-

zeit" beweisen, so unbestreitbar sie sind, nicht das, was sie beweisen sollen. Auch hat wohl niemand jemals etwas der Art behauptet. Es sind hier zwei ganz verschiedene Dinge, Bewusstsein des Ursprungs und Gefühl für die Bedeutung der einzelnen Sprachform als eines ganzen, mit einander verwechselt. Ich finde mich in voller Uebereinstimmung mit dem feinsinnigen italienischen Sprachforscher d'Ovidio, der sich in seinem Aufsatz d'un recente libro di Delbrück S. 39 über diese Frage ausspricht. Er behauptet z. B., dass noch der heutige Italiener in Bezug auf die Form *avrei* zwar ohne gelehrte Studien keine Ahnung davon habe, dass die Endung *ei* mit *avere* zusammenhinge, wohl aber empfinde, dass in dieser Endung die Bezeichnung des bedingten (la condizionalità) liege, ebenso, dass er in der Form *cresca* das *a* als den Träger des Conjunctivs wahrnehme. Auch der ungebildetste Römer wird ebenso einen seiner Sprache unkundigen mit Sicherheit corrigirt haben, der etwa *crescat* sagen wollte und statt dessen etwa *crescet* sagte. Worauf anders als auf solchem Sprachgefühl beruht es, dass jeder Volksgenosse den stümpernden Ausländer verlacht oder verbessert? Für die Annahme, dass die bedeutungsvolle Silbe sich nicht so leicht verschiebt oder verändert wie die minder bedeutungsvolle, spricht die Thatsache, dass die entschieden bedeutungsvollsten Silben der Wörter, die Stammsilben, in weit geringerem Masse der Analogiebildung unterworfen sind, als Präfixe und Suffixe. Die romanische Form *greve* statt des lat. *grave(m)* erklärt man aus einer Anlehnung an das Adjectiv entgegengesetzter Bedeutung *leve* (Caroline Michaelis in der oben angeführten Schrift S. 35). Aber solche Wirkung der Analogie ist jedenfalls eine sehr seltene, es ist ein Beispiel jener *συνεκδρομὴ κατ' ἐναντιότητα*, von der wir S. 35 handelten. Ob innerhalb des Griechischen und Lateinischen sich etwas ähnliches für eine Stammsilbe nachweisen lässt, ist mir zweifelhaft, indess kleinere Umwandelungen zeigen sich wirklich

in wenigen Fällen. Den spiritus asper von ἧμαι gegenüber von sanskr. *ās* (sitzen) hat man, wie ich glaube, richtig aus einem Anklang an das bedeutungsverwandte ἕζετο erklärt (Grdz.[5] 690). Auch ἡμεῖς verdankt seinen Spiritus wohl seinem jedermann vorschwebenden natürlichen Gegensatz ὑμεῖς, wo der Spiritus regelrechter Vertreter eines *j* ist. Für dieselbe Anschauung, wonach wir die Bedeutungskraft eines sprachlichen Elements keineswegs für etwas gleichgültiges halten, spricht es, dass die bedeutungsvollsten Silben der Flexion, z. B. die eigentlichen Casusendungen, die Moduszeichen wenig Stoff für die Voraussetzung von Analogiebildungen bieten. Wann würde z. B. jemals etwa der Genitiv durch den Dativ oder Accusativ influenzirt? Häufiger findet dergleichen zwischen Nominativ und Accusativ statt, wie z. B. bei der Betonung des Accusativs πειθώ, während wir *πειθῶ erwarten. Diese Betonung ist eigentlich nur für den Nominativ berechtigt, geht aber auch auf den Accusativ über, entsprechend einer ziemlich weit reichenden Neigung, nur minimal verschiedene Formen zu völlig gleichen zu machen. Zwischen Nominativ und Accusativ, Casus, welche, obwohl einander entgegengesetzt, doch, wie ἡμεῖς und ὑμεῖς, ein gegensätzliches Paar bilden oder nach der Bezeichnung der griechischen Grammatiker ἀντίστοιχοι sind, kommen ähnliche Anklänge vor, wie denn beide Casus im Plural der sogenannten 3. Declination in vereinzelten griechischen Mundarten die gemeinsame Endung -ες haben (vgl. G. Meyer § 363). Einen ähnlichen Uebergang der Nominativform in die des Accusativs nehmen wir bei zahlreichen Stämmen auf -ι, -υ und -ες wahr, und zwar, was besonders werthvoll ist, lässt sich dieser Uebergang aus den Thatsachen der Sprachgeschichte deutlich als ein allmählich entstandener nachweisen. Homer kennt von den ι-Stämmen für die Pluralaccusative nur regelmässige Formen, z. B. πόλῖς (*B* 648, cod. A, ebenso Bekker und Nauck) und πόλιας, vgl. πόσιας *Z* 240. Von Stämmen auf -υ seien πελέκεας,

πολέας erwähnt, von sigmatischen Stämmen *ἀολλέας*. Diesen Accusativen stehen entweder die uncontrahirten Formen des Nominativs, z. B. *πόλιες*, *ἀολλέες*, oder, seltener, die contrahirten, z. B. *πρωτοπαγεῖς*, gegenüber. Erst die Attiker übertragen das ursprünglich bloss nominativische *-εις* auf den Accusativ, so dass *πόλεις*, *ἡδεῖς*, *σαφεῖς* für beide Casus gelten, offenbar deshalb, weil bei der Abneigung der Attiker gegen offene Formen die auf *-εας* unbeliebt wurden. Möglicherweise gab es im ältesten Atticismus wirklich einmal Accusative wie **ἡδῆς*, **πόλης*, **σαφῆς*, von denen wir aber auch in den ältesten Inschriften keine sicheren Zeugnisse haben können, weil im alten Alphabet der lange E-Laut von dem unechten *ει* nicht unterschieden wird. Man wende nicht ein, dass bei den Stämmen auf *ευ* sich im Nominativ, äusserst selten im Accusativ Pluralis, das *η* erhalten hat, denn hier vollzog sich die Contraction nachweislich viel später. Seitdem uns aus Inschriften Nominative wie *ἱππέης* bekannt geworden sind, dürfen wir trotz Wackernagel (Ztschr. XXVII S. 268) vermuthen, dass die gut attische Form *βασιλῆς* nicht etwa aus dem homerischen *βασιλῆες*, sondern aus jenem altattischen *βασιλέης* mit umspringender Quantität hervorgegangen ist. Für den Accusativ wurde bekanntlich im guten Atticismus *βασιλέᾱς* festgehalten, erst nachdem der gut attische Nominativ *βασιλῆς*, Formen wie *ἡδεῖς*, *πόλεις*, *σαφεῖς* folgend, ebenfalls den beliebten Diphthong *ει* angenommen hatte, verdrängte diese Nominativform die alte Form des Accusativs. Dieser letzte Schritt ist nach Herwerden (Lapidum testimonia p. 49) erst gegen das Jahr 300 v. Chr. anzusetzen. Wir haben hier also wiederum ein ansehnliches Stück urkundlich bezeugter Sprachgeschichte vor uns, aus dem wir lernen können, dass dergleichen Vorgänge sich nicht plötzlich vollziehen, und dass spätere Sprachperioden daran reicher sind als die älteren.

Man hat behauptet, dass die Vocativform sich gelegentlich an die Stelle der Nominativform dränge. Auch diese

beiden Casus sind offenbar ἀντίστοιχοι, wie denn nicht bloss beim Neutrum, sondern auch bei den andern Geschlechtern im Plural und Dual für beide Casus nur eine Form vorhanden ist und auch im Singular die Nominativform massenhaft die Vocativform mit vertritt. Allein es ist doch etwas ganz anderes, wenn man umgekehrt annimmt, dass die überhaupt viel seltnere Vocativform die allgemein übliche und jedermann in besonderem Masse vertraute Nominativbildung aus ihrer Stelle verdrängt hätte. Mir scheint dies ungefähr so glaublich zu sein, wie die Annahme, dass der Zwerg den Riesen überwinde. Dennoch hat man in alten und neuen Zeiten so gelehrt. Die homerischen, angeblich aeolischen Nominative Sing. auf -α, z. B. ἱππότα, fasste Aristarch als verschobene Vocative auf, z. B. Aristonicus zu Il. *B* 101 in Bezug auf den Nominativ Θυέστα: ἡ κλητικὴ ἀντὶ τῆς ὀρθῆς. Für Aristarch war diese Annahme nur ein Fall jenes σχῆμα, das am kürzesten mit dem Namen ἀντίπτωσις bezeichnet wird. Man vergleiche darüber Friedländer, Aristonicus S. 18 ff. Diese Auffassung war bei den Alexandrinern schwerlich eine tief durchdachte, wie ja denn das Fragen nach den Gründen und dem innern Zusammenhange der sprachlichen Erscheinungen auch den besten Grammatikern des Alterthums — vielleicht mit einziger Ausnahme des grübelnden Apollonius Dyskolos — fern lag. In dem Bestreben, die Thatsachen des homerischen Sprachgebrauchs im Unterschied vom attischen zu fixiren, begnügten sich diese mit einer kurzen, jedermann verständlichen Bezeichnung der Thatsachen. Für den Attiker musste Θυέστα ein Vocativ zu sein scheinen, dass eben diese Form bei Homer nominativische Geltung habe, wurde in jener Formel am kürzesten ausgedrückt. Diese Formeln haben keinen andern Werth als die bis in die neueste Zeit beliebte: homer. *a* für oder statt *b*, ionisches η für dorisches ᾱ u. s. w. Solche Bezeichnungen galten in der neueren Grammatik bis vor kurzem als besonders deutliche Zeichen von der mechanischen und oberfläch-

lichen Auffassung der alten Grammatiker. Jetzt sind sie, in den modischen Mantel der Analogiebildung gehüllt, wieder zu Ehren gekommen (G. Meyer Gr. Gr. § 325). Wenn es sich hier überhaupt um Analogiebildung handelte, so läge doch nichts näher als die Annahme, dass der Nom. Sing. der Masculina in diesen Fällen dem der Feminina sich angeschlossen habe, mit welchem ja diese Masculina mit Ausnahme der verbreiteten Nominativform und des Genitivs Sing. alle Casusformen theilen. Das hohe Alter dieser Bildung wird aber dadurch verbürgt, dass das Lateinische in *scriba*, *agricola* u. s. w. genau dieselbe Form zeigt, und dass auch in andern Sprachgebieten ähnliche Erscheinungen zu Tage treten (Angermann Stud. V, besonders S. 399 ff.). Diese im Grunde ganz gleichartigen Erscheinungen von einander zu trennen, indem man für das Lateinische und einen Theil der griechischen Formen den Uebergang von Femininis in Masculina zu erweisen sucht, in andern aber auf vocativischen Ursprung räth (Delbrück, syntakt. Forschungen IV, 8) hat für mich keine Wahrscheinlichkeit. Vgl. Jac. Grimm Kl. Schriften III, 349.

Wenn wir, was oben weiter erörtert ward, festhalten, dass das bedeutungsvollste von den sprechenden relativ am festesten gehalten wurde, so wird es begreiflich, dass die Analogiebildung auf solchen Gebieten und in solchen Wörterclassen sich am leichtesten verbreitet, die wir nicht eben als in besonderem Grade bedeutungsvoll betrachten können. So bei den Zahlwörtern. Diese Wörter sind mehr als andere conventionelle notae rerum. Sie stehen mit Wörtern anderer Art ausser aller, den sprechenden bewusster oder empfundener Verbindung, entbehren also des Schutzes, welchen Wörter anderer Art in dem Gefühl der Zusammengehörigkeit mit andern angehörigen derselben Wortsippe finden. Sie sind, so zu sagen, schutzlose Fremdlinge mitten unter eng verbundenen Familiensippen. Eben deshalb habe ich in meiner Abhandlung „über die Tragweite der Lautgesetze“ (Berichte der kgl. sächs. Ge-

sellschaft der Wissenschaften 1870 1. Juli) es wahrscheinlich zu machen gesucht, dass bei diesen Wörtern mehr als bei andern sporadische Lautbewegungen mancherlei Art eingetreten seien. Aus demselben Grunde ist es unleugbar, dass bei den Zahlwörtern Analogiebildungen mehr als anderswo sich geltend gemacht haben, vgl. Brugmann, Kuhn's Zeitschr. XXIV, 66; Osthoff, Morphol. Unters. II, 92; Gustav Meyer § 395 ff.; Baunack, Zeitschr. XXV S. 225 ff. Dahin gehören Formen wie *δυοῖσι* bei Herodot neben *δύεσσι* und *δυσίν* in andern Dialekten, *τριοῖσι* — vielleicht im Anschluss an *δυοῖσι* — statt *τρισί* bei Hipponax, beide nach der geläufigen O-Declination. Ebenso die Verschiebung des Spiritus, z. B. im herakleischen *ὁκτώ*, *ὁκτακατίοι*, *ἑννέα*, beide vielleicht im Anschluss an das in der Reihe der Zahlen nahe liegende *ἑπτά*. Ein besonderer Anlass zu Anlehnungen im Anlaut liegt bei den Zahlwörtern darin, dass sich beim Zählen besonders häufig eine Reihe bildet, in welcher zwei oder mehr Zahlwörter sich unmittelbar berühren. Die Verführung zur Association ist also überall in besonderem Grade zur Hand. Und die Forderung, welche wir oben für die Glaubwürdigkeit der Analogiebehauptungen aufstellten, dass die so zu erklärenden Formen einander nahe ständen, wird hier im höchsten Grade erfüllt.

Wenn wir im Griechischen und Lateinischen andere Gebiete überblicken, in welchen die Analogiebildung den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit erreicht, so stellt sich heraus, dass diese besonders *in wenig bedeutenden mittleren und Endsilben* eintritt. Eine grosse Reihe von Fällen, die wir bis jetzt besprochen haben, gehört in diese Kategorie. Vocale und Diphthonge, welche an der Grenze zwischen dem Stamme und den eigentlichen Flexionsendungen stehen, verschieben sich z. B. in den oben erwähnten Plusquamperfectbildungen, in den ebenfalls erwähnten Dativen Plur. wie *ἡδέσι*, *πόλεσι*. Von ähnlicher Art ist das Eindringen des *σ* in zahl-

reiche Formen des Perfects und Passivaorists, sowie in die Verbaladjectiva, worüber ich auf mein Verbum II² 389 verweise.

Eine der bekanntesten Analogiebildungen im Gebiete der Nominaldeclination ist die nach der Terminologie der alten Grammatiker heteroklitische Behandlung der Stämme, welche im Nom. Sing. auf -ης ausgehen. Am bekanntesten ist die Bildung des Accusativs, z. B. *Σωκράτην* im Anschluss an *Πέρσην*, *Θουκυδίδην*. Bei G. Meyer § 328 überblickt man am schnellsten, wie diese Anomalie zu den verschiedensten Zeiten (z. B. *ζάην* bei Homer) und in den verschiedensten Dialekten, namentlich in den aeolischen (vgl. Meister Gr. Dial. I, 154), sich verzweigt hat. Beim Accusativ wurde, wie ich glaube, diese Bildungsweise dadurch begünstigt, dass durch sie die Form dieses Casus deutlicher hervortrat. Wie die Attiker in Eigennamen die Form der vocalischen Declination allmählich auch auf den Genitiv übertrugen, z. B. *Ἀντιγένου*, *Ἀριστοκράτου*, *Ἀλκιμένου*, *Θεοφάνου*, ist aus den Zusammenstellungen von Herwerden (Lapidum testimonia S. 15 ff.) auf Grund der Inschriften deutlich zu erkennen. Alle diese Bildungen sind dem zweiten Bande der Inscriptiones Atticae entnommen, mithin viel jünger als die erwähnten Accusative. Die spätere Sprache zeigt sich also auch hier wieder reicher an solchen Umbildungen als die ältere. Wir können daraus lernen, nicht überall ohne weiteres dergleichen vorauszusetzen, sondern die Zeiten wohl zu unterscheiden.

Das Gebiet der Sprachformen, in welchem die reichste Fülle solcher Bildungen sich darbietet, ist das der abgeleiteten Stammbildung und innerhalb dessen werden wiederum die mittleren Silben der Wörter vorzugsweise davon betroffen. Wenn wir aber erwägen, dass die Endsilbe dem Worte sein für die Bedeutungskategorie charakteristisches Gepräge gibt, während andrerseits die Stammsilbe selbstverständlich eine gewisse Festigkeit verlangt, so bestätigt sich uns hier die oben

gemachte Wahrnehmung, dass associative Umwandlung nicht überall gleich häufig auftritt und darum, je nach ihrem Sitze, bald wahrscheinlicher ist, bald unwahrscheinlicher. Nach patronymischen Formen wie *Αἰνειάδης* werden solche wie *Τελαμωνιάδης*, *Πηληϊάδης* nicht ohne Einfluss des homerischen Verses gebildet sein (Angermann, Stud. I, 1). Im Anschluss an Wörter wie *δουλοσύνη*, *δικαιοσύνη* erscheint schon bei Homer *κερδοσύνη*, später *μαντοσύνη*, *ἐλεημοσύνη* und andre Wörter, deren Stämme von den Stämmen jener schon weiter abliegen. Der Ausgang *-υρος* kam ursprünglich wohl nur solchen Adjectiven zu, die aus kürzeren Nominalstämmen auf *-υ* hervorgingen, z. B. *λιγυρός*, *γλαφυρός*, wurde aber von da aus schon in früher Zeit auf andere übertragen, z. B. *ἐχυρός*, *ὀχυρός*. Bildungen der ersten Art, deren Stammvocal schon dem stammhaften Substantiv zukommt, sind *ἰσχῡρός*, *ὀϊζῡρός*. In ähnlichem Verhältniss stehen zu einander die aus A-Stämmen hervorgegangenen Adjectiva, wie *σιγᾰλός* (Pindar), *σιωπηλός* (Tragiker), zu solchen wie *ὑπνηλός* (Hippokr.) und ganz entsprechend *ἀτηρός* zu *πονηρός*, *μοχθηρός*. Auch in den Compositis liegt die gleiche Erscheinung vor. Wir dürfen die Gleichung aufstellen, *πονηρός* : *ἀτηρός* = *θανατηφόρος* : *νικηφόρος*. Dass das Lateinische eine Menge ähnlicher Vorgänge darbietet, z. B. *nasūtus* nach *cornūtus*, von wo aus der Ausgang *-uto* bekanntlich in den romanischen Sprachen, aber erst in diesen, zu einer beliebten Form der passivischen Participien wurde, z. B. ital. *veduto*, dass *natalis*, *novalis*, *annalis* nach Wörtern wie *animalis*, *vitalis* geformt sind, bedarf kaum der Hervorhebung. Dennoch bleibt hier manches unentschieden, weil für beide Sprachen Sammlungen, aus denen man den Umfang der einzelnen Bildungen, nach Zeit, Ort und Anwendung geordnet, genau überblicken könnte, noch durchaus nicht vorhanden sind. Dies ist ein Gebiet, innerhalb dessen ich die Methode Brugmann's für viel berechtigter und fruchtbarer halte als anderswo. Beispielsweise hebe ich die griechischen Neutra auf

-*μα* hervor. Noch G. Meyer hatte § 333 „das Verhältniss des Nominativs zu der Stammbildung in den obliquen Casus als noch nicht aufgeklärt“ bezeichnet. Die Aufklärung ist, wie ich glaube, inzwischen von Brugmann Morphol. Unters. II, 220 ff. gegeben. Im Anschluss an die dort gebotene Darstellung, jedoch mit kleinen Modificationen und Zusätzen und in andrer Reihenfolge, mag darüber das nachstehende hier seinen Platz finden. Ich glaube so am besten klar machen zu können, in welcher Weise ich auf diesem Felde der Richtung der neueren Forschung zu folgen vermag. Wir haben von diesen Stämmen zweierlei wohl zu unterscheidende Formen. Die erste Art der Formen ist in der Declination nur durch den Nom. Acc. Sing. (z. B. *ὄνομα*) und den Dativ Plur. (z. B. *ὀνόμασι*) vertreten. Dass hier nach dem *α* ein Nasal verklang, zeigen die verwandten Sprachen, z. B. sanskr. *nāma(n)*, got. *namo*, lat. u. umbr. *nōmen*. Aus diesem Stamme ging das abgeleitete Verbum mit erhaltenem *ν*, *ὀνομαίνω*, ferner *νώνυμνος* (aus *νη-ονυμνος*) und mit Verklingen des Nasals *ὀνομάζω* hervor. Der zweite Stamm ist der consonantisch erweiterte, auf welchen zunächst die drei Pluralformen *ὀνόματα*, *ὀνομάτων*, *ὀνομάτοις* zurückgehen. Diese Formen können wir nicht umhin mit den erweiterten lateinischen Formen, z. B. *cognomenta*, Gen. Pl. *cognomentum* (nach alter Weise, wie *deum*), Dat. Abl. *cognomentis*, zusammen zu stellen. Wir können sagen, *cognomenta* verhält sich zu *ὀνόματα* wie *ἑκατόν* zu *centum* und wie *τατός* zum lat. *tentus*, mit andern Worten, -*ματα* ist die schwache Form zum lateinischen -*menta*. Bekanntlich sind bei den Römern in erheblicher Anzahl Formen auf -*mentum* neben denen auf -*men* vorhanden, z. B. *tormen* und *tormentum*, *regimen* und *regimentum*, *fomen* und *fomentum*, *agmen* und *coagmentum* (vgl. Leo Meyer Vergl. Grammatik II, 267). Auf den ersten Blick kann man zweifeln, ob die lateinische Erweiterung des Suffixes durch *to* oder die griechische durch blosses *τ* die ältere sei. Indessen lässt sich bei näherer Ueberlegung vieles zu Gunsten

der ersten Ansicht sagen. In derselben Weise wie *ὀνομα-το* aus *ὄνομα* entstand im Sanskrit das von Brugmann angeführte ved. *çrōma-ta* (Ruf, Neutr.); ebenso verhält sich ahd. *hliumunt* zu got. *hliuma*. Für das Griechische kommt dabei namentlich der Dativ Pluralis in Betracht. Man stellte Dative wie *χρη-μάτοις*, *ὀνομάτοις* früher allerdings zu jenen metaplastischen Formen, die wir S. 69 f. besprachen, aber aus den neuesten olympischen Funden kennen wir jetzt das Brugmann damals noch nicht zugängliche altelische *χρημάτοις*. Diese Dativform steht bei Roehl, Inscr. antiquissimae 113[b] (Cauer[2] 253) zweimal und dürfte — da diese Inschrift von Kirchhoff wegen des einen Hellenodiken vor 580 gesetzt wird — das älteste Beispiel eines sogenannten metaplastischen Dativs auf *οις*, wo wir *σι* erwarten, sein. Nehmen wir nun mit Brugmann an, die drei erwähnten Pluralformen gehörten von Haus aus zum *-το*-Stamme, hätten also ursprünglich *ὀνόματα*, *ὀνομάτων*, *ὀνομάτοις* gelautet, so hätten wir hier — von der innern Gestaltung des Stammes abgesehn — genau die zum Lateinischen stimmenden Formen. *-οις* wäre hier nicht aus der andern Form entstanden, sondern wäre eine ältere Bildung, wie wir sie für die alte Zeit erwarten mussten. Neben dem erwähnten Dat. Plur. konnte immerhin auch schon früh eine Nebenform aus dem unerweiterten Stamm *-μα(ν)* gebildet werden, so dass die Wahl zwischen der einen und der andern Form ebenso gut frei stand, wie im Lateinischen die zwischen *cognomentis* und *cognominibus*. Diese Möglichkeit wird zur Wahrscheinlichkeit, wenn wir an der von Bopp an weitverbreiteten und bisher nicht widerlegten Ansicht festhalten, dass die stammbildenden Suffixe aus Pronominalstämmen hervorgegangen sind. Denn das Suffix *-to* entspricht dem Pronominalstamme *to*, ob aber ein aus einem blossen Consonanten bestehendes Suffix *t* als ursprünglich betrachtet werden darf, ist zweifelhaft. Vielleicht ist es kein Zufall, dass wir von der Flexion des Suffixes *-ματο* nur Plural-, höchstens eine Dualform *-ματοιν* besitzen.

Vielleicht war die früheste Anwendung des erweiterten Suffixes auf den Plural beschränkt. Es würde sich das auch begrifflich gut fügen, denn in der That ist die Anwendung des Suffixes *man* (*-mato*, *-mat*) im Singular und Plural nicht ganz dieselbe. *εἶμα* bedeutet Kleidung, *εἵματα* Kleidungsstücke, *κτῆμα* den Besitz, *κτήματα* die einzelnen Besitzthümer oder Gegenstände des Besitzes, und ähnliches lässt sich anderweitig wahrnehmen. Man kann dies auch so fassen, dass die Wörter auf *-man* von Haus aus im Singular infinitivartig (vgl. *-μεναι*) die Handlung bezeichneten, während die wahrscheinlich nachgeborenen Plurale eine weniger abstracte Bedeutung annahmen. Auch der durch Erweiterung eines R-Suffixes mittelst desselben *τ* entstandene Plural *ὀνείατα* entfernt sich dem Sinne nach nicht unbeträchtlich vom Singular *ὄνειαρ*. Dies hat den abstracten Sinn Hülfe, Schutz, z. B. Il. *X* 485, der Plural *ὀνείατα* bezeichnet Hülfsmittel, vorzugsweise Nahrungsmittel.

Ist unsere Annahme die richtige, so müssen wir vermuthen, dass das *τ* vom Plural aus erst allmählich auf den Singular übertragen wurde, und dass die beiden Singularformen *ὀνόματος* und *ὀνόματι* erst auf diese Weise entstanden. Das vocalische Suffix *-ματο* ward auf solchem Wege zum consonantischen *-ματ**). Eine ähnliche Entstehung von consonan-

---

*) Merkwürdig sind die, so zu sagen, rückläufigen Bewegungen, welche diese Stämme im Neugriechischen erfuhren. Hadzidakis nach Gust. Meyer's Mittheilungen in der philologischen Wochenschrift vom 18. August 1883 führt Singularformen wie kret. *τὸ γόνατο* an.

Da mir aus meinen Prager Studien des Čechischen vorschwebte, dass es dort Wörter gäbe, die einer vocalisch, ursprünglich aber nasal schliessenden Singularform, z. B. *kníže* (Fürst), Plurale auf *-ata*, z. B. *knížata*, gegenüberstellen, holte ich mir Rath über diese Bildungen bei meinem Collegen Leskien und erfuhr darüber folgendes. „Diese Wörter sind mit dem Suffix *-ęt* gebildet, das Miklosich Vergl. Gr. II, 190 erörtert. Das *t* ist also zwar als Theil des Suffixes aufzufassen, aber es ist dennoch wohl möglich, dass dieser Theil erst mit der Zeit an N-Stämme anwuchs. Da-

tischen Suffixen aus solchen, die ursprünglich aus Consonant und Vocal bestanden, ist aber auch anderswo wahrscheinlich, so namentlich bei dem Suffix *κ*, z. B. *φύλαξ* neben *φυλακούς* (Aristarch *Ω* 566) und dem homerischen E. N. *Φύλακος*. Was Brugmann a. a. O. über die Entstehung dieser und ähnlicher Stämme vermuthet, scheint mir viel Wahrscheinlichkeit zu enthalten. Am allergenauesten stimmen zu unsern Bildungen auf *-men* und *-mentum* (gr. *-μα* und *-ματο*) die weniger häufigen auf *-en* und *-entum* (gr. *-ατ* und *-ατο*), z. B. lat. *unguen* und *unguentum*, gr. *ἁλ-* und *ἁλατ-*, letzteres erschliessbar aus dem Sprichwort *ἅλασιν ὕειν* (Grundz.[5] 549), *γόνυ* und *γουνατ-*, (für *γονϝ-ατ*), *δόρυ* und *δουρατ-* (*δορϝ-ατ*). Das ableitende Suffix gibt sich am deutlichsten im homerischen *ὀνείρατα* (*ε* 87) zu erkennen. Auch hier bleibt die Erweiterung nicht ohne alle Wirkung auf die Bedeutung: *ὄνειρος* heisst Traum, *ὀνείρατα* Traumbilder, Traumgesichte. Zu den Wörtern verwandter Bildung gehört auch *οὖς*. Die homerische Form *οὔατα* verhält sich zum got. St. *ausan* ähnlich wie *unguentum* zu *unguen*, und bezeichnender Weise überliefert uns der Atticist Phrynichus CLXXXVI S. 291 bei Rutherford die an *χρημάτοις* erinnernde Form *ὤτοις*, freilich als eine schlecht attische und darum zu vermeidende. Aber offenbar bestand sie in der *κοινή*. Es scheint mir nach diesen Spuren nicht unwahrscheinlich, dass jener oft erwähnte Metaplasmus im Dat. Pl., der

für spricht, dass im Russischen der Singular bisweilen durch ein andres Suffix *k* charakterisirt wird, so ksl. *telę* Kalb, russ. Sing. *telen-ok* (gleichsam ksl. *telen-ŭkŭ*), Pl. *telja-ta* = ksl. *telęt-a*. Dieselbe Erweiterung wird anderswo durch das geläufige Deminutivsuffix *-ĭcĭ* bewirkt, z. B. *mladŭ* jung, *mladę* Gen., *mladęt-e* infans, *mladen-ĭcĭ* infantulus. Auch im Preussischen tritt *t* erweiternd an N-Stämme, z. B. *smunen-t-ins* Acc. Pl. (Menschen), während das abgeleitete Adjectiv im Preussischen *smunen-isku* lautet.“ Dass das stammerweiternde *t* mit diesem slawisch-baltischen zusammenhängt, ist wohl sehr wahrscheinlich, während jener K-Laut mit dem lat. *sen-ec-s* neben der kürzeren Bildung *sen-is*, *sen-em* zu vergleichen ist. Die Flexion ist in allen diesen Fällen mit wortbildenden Elementen durchsetzt.

in einzelnen Dialekten (vgl. Baunack Stud. X, 91) sich sogar in Bildungen wie *ἀρχόντοις*, *τεθνακότοις*, *ἐτέοις* (*ἔτος*, Jahr) zeigt, von Formen der eben behandelten Art, in denen das *ο* alte Begründung hatte, seinen Ausgang nahm. Gab es in einer Mundart Doppelformen wie *χρημάτοις* und *χρημάτεσσι*, *οὐάτοις* und *οὐάσιν* neben einander, wie leicht konnten ähnliche Binionen von Stämmen gebildet werden, in denen die O-Bildung keine historische Berechtigung hatte, bis sie schliesslich als die bequemere sich im Kampfe der Bildungstriebe in einigen Dialekten allein behauptete?

Schon oben S. 8 wiesen wir darauf hin, dass die neueren Sprachforscher die Lautbewegung durchaus auf zwei Principien zurückzuführen suchen, auf lautgesetzliche Veränderungen, die sie im Widerspruch mit vielen Thatsachen für unbedingt ausnahmslos ausgeben, und auf Analogiebildungen. Wir suchten zu erweisen, dass die Annahme von schwankenden oder sporadischen Lautübergängen unerlässlich und dass somit jedenfalls ein drittes Princip zuzulassen sei. Wir werden aber selbst damit nicht auskommen. Es mag hier darauf hingewiesen werden, dass es noch eine ganze Reihe von Lautveränderungen gibt, welche weder auf Lautgesetzen, noch auf rein lautlichen Neigungen, noch auf Analogiebildungen, sondern auf wiederum andern, bisher noch wenig oder gar nicht berührten Trieben des Sprachlebens beruhen.

Wir können zunächst 1) Kürzungen erweisen, die von der bezeichneten Art sind, und zwar:

a) Erscheinungen der Namenbildung. Es braucht hier nur auf das epochemachende Buch von Fick, „die griechischen Personennamen“, hingewiesen zu werden. Es ist urkundlich erwiesen, dass *Ζεῦξις* die kurze Form oder der Kurzname (Kosename) von *Ζεύξιππος* ist. Meister (Bezzenb. Beitr. VI, 65) zeigt aus einer böotischen Inschrift, dass derselbe Sclave in derselben Urkunde bald mit dem Vollnamen *Ἀνδρώνικος*, bald mit dem Kurznamen *Ἀνδρικός* bezeichnet wird.

Weiterer Beispiele, wie Πάτροκλος neben Πατροκλῆς, Ἄμφικλος u. s. w., bedarf es nicht. Wie sollen wir nun diese Kurznamen auffassen? Wohl niemand wird sich getrauen, durch lautlichen Uebergang die Kürze erklären zu wollen, aber auch wer auf Analogiebildung riethe, hätte einen schweren Stand. Ich leugne zwar nicht, dass auch bei diesen verkürzten Zusammensetzungen einfache Bildungen als Muster mitgewirkt haben, wie z. B. für Ἀνδρικός die zahlreichen Adjectiva auf -ικός, für Ἄνδρων die Nomina auf -ων (vgl. Stud. IX S. 177 ff.), allein das treibende Motiv der Sprache lag offenbar nicht in jener Nachbildung, sondern in dem Bestreben nach einer vertraulichen Kürzung, und ähnlich wird es in andern Sprachen, z. B. im Deutschen, sein, wo gewiss niemand Hinz, Kunz, Götz und ähnliches etwa als Analogiebildung nach Schütz, oder was sonst einem einfallen mag, erklären wird. Auch möchten derartige Muster häufig gar nicht zu finden sein. Nun hat aber Fick Stud. IX, 167 ff. gezeigt, dass es auch unter Appellativen namenartige Bildungen gibt, und wenn darunter auch manche für mich allzu kühnen Vermuthungen sich finden*), so scheinen mir doch einzelne Annahmen durchaus berechtigt, z. B. πᾶς, Gen. πᾶ, das von Grammatikern als Kurzname zu πατήρ, μᾶ, das als Kürzung zu μάτηρ von Grammatikern angeführt wird, βᾶ bei Aesch. Suppl. 892, das gewiss am richtigsten mit βασιλεύς gedeutet wird, κάσις, wohl mit Recht als Kurzform für κασίγνητος betrachtet, wie das homerische ἕκατος als Kurzform für ἑκατηβόλος. Dass noch manches der Art, namentlich aus der volksthümlichen Sprache, wird nachgewiesen werden können, ist mir durchaus wahrscheinlich.

b) Zur Vermeidung eines dem ästhetischen Sinne der sprechenden missfälligen Gleichklanges werden in unmittel-

---

*) Auf wünschenswerthe Einschränkungen des ganzen Princips verweist Pott Bezzenb. Beitr. VIII, 83 ff.

bar zusammenstossenden Silben mancherlei Kürzungen vorgenommen, die durchaus nicht rein aus Lautgesetzen, aber auch nicht aus Analogie erklärt werden können. Ich verweise auf meine Grundz.[5] 706 ff. und meine Abhandlung über „die Tragweite der Lautgesetze". Aus welchem Lautgesetz oder welcher Analogiebildung könnte man das in gut attischen Inschriften überlieferte ἡμέδιμνον statt ἡμιμέδιμνον, ἀμφορεύς statt ἀμφιφορεύς erklären? Ich verweise namentlich auf die mannigfaltigen Kürzungen der Reduplicationssilbe, z. B. sanskr. *pa-sparça* (Perfect von der W. *sprç* berühren), gr. κασκαλίζειν, lat. *qui-squiliae* auch auf Formen wie τίθημι und ähnliches, bei denen von einer lautgesetzlichen Verwandlung der Aspirata in die Tenuis (vgl. G. Meyer § 300) nicht die Rede sein kann, ferner auf ἕσταμεν neben lat. *sistimus*. Die Erscheinung der Dissimilation ist in keinem grammatischen System entbehrlich. Aber da sie nirgends mit völliger Consequenz auftritt, widerspricht sie im Princip dem jetzt beliebten lautlichen Rigorismus. Die Vereinfachung des λ im dor. ἀλλάλων ist von gleicher Art. Auf das Eintreten des ε statt einer vollen Reduplicationssilbe, z. B. in ἕστικται, ἕσπαρται, bin ich Verb. II[2] 141 ff. näher eingegangen. Wer diesen Vorgang etwa nach alter Manier aus einer Verwechslung des Augments mit der Reduplication erklären wollte, der bedenke doch, wie scharf die Griechen den Exponenten der vergangenen von dem der vollendeten Handlung syntaktisch unterschieden. Gust. Meyer (§ 542) weist diese Deutung mit den Worten ab: „Dass dies ε durch die Modi festgehalten wurde, beweist, dass man es immer als vom Augment verschieden empfand". Hier ist der Ausdruck „empfinden" (vgl. S. 55) am Platze, denn es handelt sich um die Festhaltung eines bedeutungsvollen Unterschiedes. Ich verstehe aber nicht, wie G. Meyer kurz vorher sagen kann: „Das Eintreten von ε statt der vollen Reduplicationssilbe ist auf lautlichem Wege nicht zu begreifen". Denn es handelt sich hier um eine Lautbewegung, freilich um keine, die man

Gesetz nennen darf. Aber es gibt eben auch solche lautliche Bewegungen, die jener vorschnell aufgestellten Forderung sich nicht fügen.

c) Die Erscheinungen der Synizese und der von Fritsch, Stud. VI, gründlich erörterten Hyphaeresis darf man ebenfalls hierher stellen. Auch diese Erscheinungen sind in Namenbildungen und namenartigen Wörtern besonders häufig. Man denke an Eigennamen wie *Θέδωρος* statt *Θεόδωρος*, an das homerische *θέσπις*, das vielleicht nur ein Kurzwort für *θεσπέσιος* ist. Dazu gehört wahrscheinlich auch der kretische Name *Θίβος*, welcher von Baunack Stud. X, 84 scharfsinnig aus *Θιόβουλος*, d. i. *Θεόβουλος*, gedeutet wird. Ich mache darauf aufmerksam, dass der Wortaccent dergleichen Kürzungen in keiner Weise hindert.

d) Hierher gehören wahrscheinlich auch die Stammkürzungen in den Comparativen und Superlativen, die zu den merkwürdigsten Ausnahmen von der allgemeinen Regel zu rechnen sind, dass die abgeleitete Stammbildung aus dem vollen Stamme des primitiveren Wortes hervorgeht. Man erinnere sich solcher Formen wie *ῥίγιον*, *ἄλγιστος*, *αἰσχίων*, *ἡδίων*. Man sagt wohl, der Comparativ werde hier „aus der Wurzel" gebildet, allein mit welchem Rechte kann man z. B. das aus Wurzel (?) *αἰδ* (*αἴδομαι*, *αἰδώς*) hervorgegangene *αἰσχ* von *αἰσχίων* eine Wurzel nennen, und was hat begrifflich die Wurzel mit der Comparation der Adjectiva zu thun? Die Steigerung setzt unbedingt den Begriff einer Eigenschaft, also eines Nomens voraus. *ἡδίων*, *ῥίγιον* haben schwerlich von Haus aus ohne einen Positiv bestanden, vielleicht nur nicht von Anfang an neben dem später üblichen. Bei weiterem Suchen wird man gewiss noch manches dem ähnliche finden können und Kürzung als einen nicht zu übersehenden Factor der Sprachbildung betrachten dürfen. Es kommt mir so vor, als ob neuerdings bei denen, welche früher die lautesten Bekenner jenes Dualismus von lautgesetzlicher Bewegung einerseits und

Association andrerseits waren, weniger exclusive und streng dogmatische Ansichten auftauchen.

2) Der Kürzung lässt sich aber auch die Erweiterung zur Seite stellen. Diese Erscheinung ist selten, aber dennoch unleugbar. Sie zeigt sich am deutlichsten wiederum im Gebiete der Namen und ihres gleichen. Mit jener vertraulichen Kürzung, die wir erwähnt haben, verbindet sich gelegentlich Verdoppelung (Fick, Personennamen S. LIX, G. Meyer § 289 Anm.), so von πᾶ = πατήρ das schon homerische πάππα, ζ 57. Daneben ἅππας· ὁ τροφεύς Hesych. (Lobeck, Paralip. S. 78). In weiterem Masse ist die Consonantenverdoppelung für hypokoristische Namen aus verschiedenen Gegenden Griechenlands nachgewiesen. Die Verdoppelung ist auch hier wieder in eigenthümlicher Art mit Kürzungen verbunden, z. B. *Κεφαλλίς* CIA, I, 292, *Κλεομμίς* = *Κλεομήδης*, *Θεοκκώ*, *Ἀγαθθώ*, *Ἀφθοννώ*, welche von Blass, Rhein. Mus. XXXVI, 604, besprochen werden. Das allerseltsamste der Art sind die an jenem Orte und auch von Meister (Bezzenb. Beitr. V, 188 und „die griech. Dialekte" I, 266) aufgeführten böotischen masculinischen Kurznamen auf -ει, z. B. *Μέννει* = *Μενεκλῆς*, *Κεφάλλει*, Gen. *Κεφάλλιος*, *Ἀθανίκκει* = *Ἀθανικέτας*. Hier zeigt sich also die tändelnde Bildungskraft der Sprache in dreifacher Weise, in der gewöhnlichen Kürzung des Vollnamens, in der sonst unerhörten Abwerfung des nominativischen -ς und in der Gemination der Consonanten. Man möchte sagen, wenn der Sprachsinn in seinen alten Tagen noch einmal wieder in tändelndes Spielen geräth, so macht er es besonders arg.

Zur Consonantenverdoppelung lassen sich aus fast allen Dialekten noch zahlreiche Beispiele hinzufügen, z. B. *Βάθυλλος*, *Τελέσιλλα*, *Θράσυλλος*, *Κόριννα*. Eine reiche Sammlung solcher Bildungen bespricht Baunack in seiner den „Studia Nicolaitana" L. 1884 einverleibten Abhandlung „*Ἀχέρων*, *Ἀχελώιος* und *Ἀχιλλεύς* neben einer Reihe wurzelverwandter Wörter"

S. 47. Wir wollen indess nicht in den Fehler verfallen, das, was sprachlich möglich und in zahlreichen Fällen wirklich ist, sofort als allgemeines Erklärungsmittel zu verwerthen, aber an die Möglichkeit ähnlicher Vorgänge für viel frühere Sprachperioden, namentlich die der Kürzung, z. B. bei der ersten Festsetzung der Flexionsendungen, wie man dies auch zum Theil schon angenommen hat, dürfen wir mit Recht denken. Aber davon freilich will die jetzt beliebteste Doctrin kaum reden hören, indem sie sich, speciell hierfür, worauf wir noch zurückkommen, stolz in den Mantel des Nichtwissens hüllt. Indess sind diese Dinge da und dürfen nicht ungestraft ignorirt werden.

III.

Audiatur et altera pars.

Seitdem Brugmann Stud. IX (1876) S. 361 ff. zuerst mit Entschiedenheit die Behauptung aufgestellt hatte, auch in den arischen Sprachen sei von Anfang an der mit einem einzigen Zeichen geschriebene kurze A-Laut von mannichfaltigem Klange gewesen, ist die Ansicht, schon die indogermanische Grundsprache habe den bunten Vocalismus gekannt und insbesondere der griechische Vocalismus sei alterthümlicher als der indisch-persische, vielfach aufgestellt und mehr und mehr verbreitet worden*). Jetzt gehört diese Auffassung zu den Hauptdogmen der jüngeren Grammatiker gegenüber den älteren. Und wie man sich auch in dieser Beziehung entscheiden mag, jeder unbefangene wird zugeben müssen, dass schon das blosse Aufwerfen der Frage gegenüber der widerspruchslosen Fortpflanzung der nicht genauer geprüften alten Meinung der Wissenschaft erhebliche Anregung gebracht und dass die daraus hervorgehenden, mit grossem Scharfsinn geführten Untersuchungen über den Vocalismus der indogermanischen Sprachen nicht ohne mannichfaltigen Gewinn geblieben sind. Ich denke dabei namentlich an die weit verzweigte Erscheinung, für

*) Entschieden im Gegensatz zu der hier bestrittenen Annahme steht Heinr. Dietr. Müller „Sprachgeschichtliche Studien“ Gött. 1884. Man wird dort mehrere von mir in den folgenden Blättern entwickelte Argumente wiederfinden. Das Buch kam in meine Hände, nachdem ich gerade diesen Abschnitt abgeschlossen hatte. Eine Prüfung der positiven Aufstellungen Müller's mag andern überlassen bleiben.

welche, irre ich nicht, Brugmann zuerst den Namen „Stammabstufung“ glücklich gefunden hat. Dass aus diesen Untersuchungen namentlich auch auf das griechische ᾰ, z. B. in ἔδρακον, ἔλαβον, neues Licht gefallen ist, habe ich schon in meinem „Verbum“ II² S. 35 ff. rückhaltlos anerkannt. Dagegen muss ich mir freilich in Bezug auf die Systematik und den eigentlichen Kernpunkt der neuen Lehren meine Zweifel und zum Theil mein bestimmt abweichendes Urtheil vorbehalten. Es liegt mir indess hier fern, auf das sehr weitschichtige und viel erörterte Material ausführlicher einzugehn. Hier betrachte ich vielmehr die Kritik der Methode und der für die Wahrscheinlichkeit der neueren Aufstellungen vorgebrachten Momente als meine Aufgabe. Ich begnüge mich übrigens, einige Hauptpunkte und namentlich solche zur Sprache zu bringen, welche mir mehr für die ältere, als für die jüngere Ansicht zu sprechen scheinen.

Nach einem vielleicht manchem pedantisch scheinenden Vorgehen, das schon aus dem Alterthum stammt*), frommt es bei wissenschaftlichen Controversen stets zu fragen, „quid pro re“, „quid contra rem“ dici possit. Dies ist in dieser Frage nicht hinreichend geschehen. Der Charakter der gesammten neueren Sprachwissenschaft ist, so scheint es mir, zu vorherrschend ein constructiver, zu wenig ein dialektischer. In dieser Frage namentlich war das Urtheil der meisten allzu schnell fertig, so dass man nach kaum eröffnetem und wenig ernsthaftem Kampf gegen die frühere Ansicht schon das Gesammturtheil in einer Frage von grosser Tragweite für abgeschlossen hielt und sich mehr um Einzelheiten, ja um die Priorität des neuen Gedankens und um die Verdeutlichung desselben durch Schriftzeichen stritt, als um die Sache selbst, für welche ein veni, vidi, vici die Losung des Tages war.

*) Vgl. Varro de lingua latina V, 1. Die dritte Aufgabe, das „de aliqua re“ dicere, ist in Bezug auf den hier vorliegenden Gegenstand vielleicht am ehesten erfüllt.

Bopp lehrte nach Ueberwindung einer andern nur sehr unvollkommen von ihm angedeuteten Auffassung, das eine im Sanskrit erhaltene *a* habe sich bei andern Völkern in den Dreiklang *a e o* gespalten. Und bei dieser Lehre verblieb — von vereinzelten rasch hingeworfenen Zweifeln abgesehn — die Sprachwissenschaft bis 1876. Allerdings war die ältere Lehre, worin ich mit Joh. Schmidt, Froehde und andern ganz übereinstimme, nicht bewiesen. Aber das ist kein Vorwurf, vieles in unsrer Wissenschaft musste, zumal in ihren Anfängen, längere Zeit eben nur vorläufig aufgestellt werden! Bewiesen waren nur die Thatsachen, dass sanskr. *a* bald einem *a*, bald einem *e*, bald einem *o* der europäischen Sprachen gegenüber stehe, und dies thatsächliche Verhältniss leugnet niemand. Dass man den Vocalismus der Inder und Iranier für den älteren hielt, war bei dem ersten Auftauchen der vergleichenden Grammatik sehr natürlich, da man zumeist durch das Mittel des Sanskrit alle diese Dinge gelernt hatte und daher stets, freilich oft mit Unrecht, geneigt war, das Sanskrit in jedem Falle bis zum Beweis des Gegentheils für besonders alterthümlich zu halten. Dass auch das Gotische mit seinem, wie wir jetzt wissen, nicht durchweg primitiven *a i u* zur Bekräftigung dieser Lehrmeinung beitrug, kann nicht geleugnet werden. Die Behauptung von der Priorität des eintönigen Vocalismus vor dem bunten ist also eine Hypothese. Die Richtigkeit einer Hypothese bemisst sich darnach, ob sich aus ihr die in Betracht kommenden Thatsachen gut erklären lassen. Zu verwerfen ist sie, wenn das nicht gelingt, oder wenn sich die Thatsachen durch eine andre Hypothese besser erklären lassen. Dennoch hat eine Widerlegung der älteren Auffassung in diesem Sinne nicht stattgefunden. Einer der scharfsinnigsten und eindringlichsten Vertreter der neuen Richtung, Ferd. de Saussure, sagt in den Mémoires de la société de linguistique III p. 358 zu: „Le scindement d'un seul a est et restera un fait possible en lui même". Brugmann dagegen scheint Mor-

phol. Unters. III, 92 selbst diese Möglichkeit nicht einräumen zu wollen. Er geht dabei von einem jener Axiome aus, deren Werth wir im ersten Abschnitt dieser Schrift erwogen.: „Die Annahme, dass unter ganz denselben Verhältnissen ein Laut in einem Theil der Formen auf diesem, in einem andern Theil auf jenem Wege umgestaltet worden sei — etwa in Folge der Laune der sprechenden —, widerstreitet den heutzutage mehr und mehr zur Geltung kommenden methodologischen Principien durchaus". Meiner Ansicht nach kommt es auf derartige a priori construirte Principien viel weniger an als auf die Thatsachen der Sprachen und deren wahrscheinlichste Deutung. Bei der Verschiedenheit der Mundarten begegnen wir ja häufig einem fürs erste wenigstens unerklärten mannichfaltigen Wechsel der Laute und gerade vorzugsweise der vocalischen. Wer hat einen Grund dafür gefunden, dass im Arkadischen dem *ἄλλο* aller andern Mundarten *ἄλλυ* gegenüber steht, wer einen Grund dafür, dass das lat. *inter* im Oskischen *anter* lautet? Was von Mundarten gilt, kann doch auch von Sprachen eines Stammes behauptet werden. In einer grossen Reihe von Fällen steht arischem *r*, wie man längst erkannt hat, ein europäisches *l* gegenüber. Aelteres *r* hat sich also bei einigen Völkern gespalten und sich theils als *r*, theils als *l* festgesetzt, ohne dass es bisher gelungen ist, in jedem Falle einen Grund für die Wahl des einen oder des andern zu finden. Ja im Griechischen selbst stehen die offenbar zusammen gehörigen Verben *ἀμέργω* und *ἀμέλγω* dem einen sanskr. *mṛg'* gegenüber, einer der einleuchtendsten Beweise dafür, dass wir den Begriff Spaltung im Sprachleben nicht entbehren können. Eine „Laune der Sprache" braucht deshalb nicht behauptet zu werden. Das negative Präfix heisst sanskr. iran. griech. umbr. osk. *an*, aber lat. *in*, deutsch *un*. Man bringt den mundartlichen Lautwechsel nicht aus der Welt. Gewiss hat die Wissenschaft überall jeden einzelnen Fall der Art womöglich auf die Anlässe zu prüfen, aber auch wenn es

nicht gelingt, solche Anlässe zu finden, ist deshalb nicht jede Erklärung richtig, die von irgend einem neuen Gesichtspunkte aus die feststehenden Thatsachen anders zu deuten sucht? Auch diese neue Erklärung kann ihre Schwierigkeiten haben, und auf diese hin ist die neue A-Theorie wenig geprüft worden. Freilich stellte man sich diese Spaltung lange Zeit in der Weise vor, als ob das eine *a* bis in das Sonderleben aller einzelnen Sprachen hinein unversehrt geblieben, ja gewissermassen überall und in jeder Art von Formen als ein altererbter Laut zu erwarten sei. Man begegnet dieser Auffassung ungemein häufig noch bei Corssen, bei Westphal und andern. Ersterer bestreitet z. B. die jetzt wohl allgemein geltende Annahme, dass die lateinischen Verba der A-Conjugation zwischen dem Conjugations- und dem thematischen Vocal ein *j* eingebüsst hätten, dass also *domāt* einem indischen Verbum wie *damaja-ti* entspricht, mit dem Einwande, es lasse sich nicht nachweisen, dass im Lateinischen je ein *j* zwischen zwei A-Lauten ausfalle. Corssen setzte also noch für das Sonderleben des Lateinischen ein *damajat*(*i*) voraus, was ohne Zweifel falsch war. Die älteren Gelehrten wunderten sich über kein einziges *a*, das irgendwo im Lateinischen oder im Griechischen vorliegt, man hielt jedes *a* für eine Antiquität, die gegenüber dem, wie Bopp dies nannte, „entarteten“ *e* oder *o* von dem Sprachforscher als ein urindogermanischer Laut mit Freuden zu begrüssen sei. Die Ueberwindung dieses offenbar verfehlten Standpunktes, die Einsicht, dass der bunte Vocalismus etwas viel älteres sei, als man bisher glaubte, dass er entschieden über das Sonderleben der Einzelsprachen hinausgehe, dass überall auch für ihn ein geregeltes Vorkommen zu erwarten sei, brach sich von verschiedenen Seiten Bahn. Zu dieser Einsicht suchte ich durch meine Abhandlung „über die Spaltung des A-Lautes“ (Berichte der k. sächs. G. d. Wissensch. Philolog.-histor. Cl. 1864) beizutragen, indem ich den bunten Vocalismus zwar nicht als indogermanisch, wohl aber als

europäisch zu erweisen suchte. Es war dies keine Bestreitung der bis dahin geltenden älteren Hypothese, wohl aber eine festere chronologische Bestimmung und eine Begrenzung des Gebietes, welchem der monotone Vocalismus allein zukomme, sowie eine Zurückweisung falscher Anwendungen jener Hypothese. Kein Einwand kann gegen diese Auffassung dem Armenischen entnommen werden, wie dies wohl geschehen ist. Denn diese Sprache gehört offenbar zur europäischen Gruppe. Andrerseits wird die ganze Erscheinung, die ich „Spaltung" nenne, dann viel weniger befremdlich, wenn sie bei einem damals einheitlichen Volke gemeinsam eintrat und in weitem Umfange regelmässig sich geltend machte, so in der Stammsilbe des Präsens zahlreicher Verba der E-Laut, in derselben Silbe bei Substantiven der O-Laut. Es war darnach ja nicht im mindesten von einer „Laune" der Sprache die Rede, sondern es gelang wenigstens vielfach, die einzelnen Phasen des alten kurzen *a* für bestimmte Stellen der Wörter nachzuweisen.

Sehr natürlich war es nun, dass man auf diesem Wege weiter fortschritt, und jede Untersuchung, die von irgend einer Seite wirkliche Aufschlüsse brachte, konnte nur willkommen sein. Aber es fragt sich eben, ob dies der Fall war, und zunächst wäre es doch wohl am Platze gewesen zu sagen, warum denn die alte Lehre zu verwerfen, oder wenigstens warum die neue ihr vorzuziehen sei. Dies ist so gut wie gar nicht geschehen, und wo man es versucht hat, ist nach meiner Ueberzeugung die Antwort nicht gelungen.

Einen Versuch der Widerlegung der bis 1876 allgemein angenommenen Lehre finde ich bei Misteli in Steinthal's Zeitschrift XI, 318 angedeutet. Er sagt, es habe sich auf dem alten Wege nicht viel weiter kommen lassen, „weil kein Mensch zu sagen wusste, nach welchem Gesetz das indogermanische *a* in den Dreiklang *a e o* aus einander gegangen sei". Mit diesem Vermiss hat es seine Richtigkeit. Denn in der That waren

die Wahrnehmungen, die man über den Einfluss von Nachbarconsonanten innerhalb derselben Silben auf ihnen nahe stehende Vocale oder über Einwirkungen des Vocalismus von Nachbarsilben oder über den des Accents der Einzelsprachen auf die Vocalfärbung versucht hatte, nur zum geringsten Theile befriedigend. Man kann das recht deutlich erkennen an den entsprechenden Lehren Corssen's „Aussprache, Vocalismus u. s. w.“ [2] 1 ff. über den lateinischen Vocalismus und Gust. Meyer's einstigem Versuch, das griechische *ε* aus der griechischen Betonung zu erklären (Zeitschr. XXIV, 226 ff.). Das höhere Alter, welches sich mir unter mehrfacher Zustimmung für das *e* neben dem *a* (*o*) ergab, warf wenigstens insofern für die Vertheilung der Vocale in den Einzelsprachen ein Resultat ab, als man erkannte, dass das *e* und vielfach auch das *o* der Stammsilben nicht aus den Gewohnheiten und Neigungen der Einzelsprachen, sondern aus Zeiten zu erklären sei, die weit jenseit dieser Perioden liegen.

Es kann also zugegeben werden, dass eine Hypothese erwünscht sein würde, die uns zu einer befriedigenderen Einsicht in den Grund der vocalischen Buntheit führen würde. Aber ist denn diese auf dem neuen Wege wirklich erreicht? Ich kann dies nur in Bezug auf einzelne Punkte zugeben. Im grossen und ganzen ist vielmehr nichts andres geschehen, als dass man an die Stelle der alten eine neue Hypothese gestellt hat. Man hat in diesem Falle wie in vielen andern das schwer begreifliche als von Anfang an gegeben hingestellt und damit das weitere Fragen vielfach abgeschnitten. Dabei aber hat man, da das Fragen ja bei dem nach Wissen strebenden nie aufhört, ganz übersehen, dass auch bei der neuen Hypothese gar vieles zu fragen übrig bleibt. Brugmann hat ganz Recht, wenn er Morph. Unters. III 93 sagt: fiat experimentum! Und wie oft bekennt Saussure in seinem feinsinnigen Buche, dass die Entscheidung im einzelnen Falle ungemein schwierig sei! Freilich sticht diese bescheidene Sprache gar sehr gegen die

Sicherheit ab, mit der anderswo die ältere Hypothese als völlig überwunden und die neue Lehre als über jeden Zweifel erhaben dargestellt wird. Solche Fragen und Zweifel wollen wir nun hier vorführen.

Zunächst fragen wir: Woher kommt, wenn man den bunten Vocalismus als den ältesten betrachtet, bei den Indern und Iraniern der ihre Sprachen charakterisirende eintönige Vocalismus? Kann man nicht hier ebenso wie vorhin sagen: „Kein Mensch weiss zu sagen, nach welchem Gesetz sich *e* und *o* durchweg in das eine *a* wandelte"? Auf diese Frage ist die Antwort der neueren Sprachforscher altum silentium, wie es denn überhaupt den orientalischen Sprachen in der Geschichte der Wissenschaft eigenthümlich ergangen ist. Einst das Orakel der aufkeimenden Forschung, dem man blindlings folgte, stehen sie jetzt bei Seite. Man kann fast sagen, statt des geflügelten Worts „ex oriente lux" muss es jetzt heissen „in oriente tenebrae". Wo kommt es denn sonst vor, dass eine Sprache, die doch ihrem Charakter nach eine reich und fein unterscheidende ist, einen wichtigen Theil des Lautbestandes nicht etwa nur hier und da verändert, sondern förmlich verwüstet? Finden sich irgendwo für diesen seltsamen Vorgang Analoga, so bringe man sie vor. Man denkt unwillkürlich an den neugriechischen Itacismus. Sollen wir diesem einen arischen Alphacismus entgegen stellen? Aber jener ist ein in seiner stufenweisen Entstehung durch Zeugnisse von Jahrhunderten wohl bezeugter Process, der Alphacismus reine Hypothese. Oder sollen wir für die östliche Monotonie etwa nur die Schrift in Anspruch nehmen, vielleicht auch statt des vollen A-Lautes einen unbestimmten trüben Vocal voraussetzen, etwa wie unser sogenanntes stummes *e*, das Residuum volltönender Vocale?*) Diesen und ähnlichen Auffassungen steht doch die Thatsache gegenüber, dass dergleichen Laute von geringer Kraft und

*) Aehnlich Henry „Étude sur l'analogie" p. 57.

Klarheit späten Sprachperioden weit mehr als frühen, und tonlosen Silben mehr als hochbetonten eigen zu sein pflegen, während das arische *a* bekanntlich im weitesten Masse auch hoch betonten Silben zukommt. Ich weiss nach solchen Erwägungen keine andre Wahrscheinlichkeit zu finden, als die, dass wir in diesem *a* ein wirkliches kurzes *a* zu erblicken haben, das freilich unleugbar wiederum einer mannichfaltigen Intonation fähig war. Und es bleibt der befremdliche Umstand, dass nach der neuen Lehre ein völlig unverständliches Zusammenfallen dreier ursprünglich geschiedener Vocale bei den Ostindogermanen eintrat, ungeschwächt stehen.

Aber vielleicht antwortet man mir auf diese Bedenken, ich hätte eine wichtige Seite der neuen Lehre übersehen, es sei ja der sehr ernstliche Versuch gemacht, im Sanskrit und Iranischen selbst factische Spuren eines einst vorhandenen mannichfaltigeren Vocalismus nachzuweisen. Ungefähr gleichzeitig ist eine Reihe von Gelehrten, die Joh. Schmidt Ztschr. XXV, 63 verzeichnet, auf den Gedanken verfallen, aus den Palatalen der Inder und Perser lasse sich für einen Theil der in diesen Sprachen mit *a* bezeichneten Vocale ein mehr nach *i* hinneigender Klang, also ein *e*-artiger Laut, erschliessen. „Zwei arische A-Laute und die Palatalen“ ist die Abhandlung Joh. Schmidt's betitelt. Der Gedanke ist sehr ansprechend und empfiehlt sich vor vielen andern Erklärungsversuchen durch seine Einfachheit. Ich glaube sogar, dass die neue Lehre vom Vocalismus durch nichts anderes sich so viele Freunde erworben hat, als durch die sorgfältigen Abhandlungen von Collitz „Die Entstehung der indoiranischen Palatalreihe“ Bezzenb. Beitr. III, 177 ff. und die oben erwähnte von Joh. Schmidt. Das Material ist in diesen und andern Erörterungen dieser Frage in grösster Fülle zusammengetragen. Von mir wird niemand erwarten, dass ich in die meinen Studien ferner liegenden Einzelheiten eingehe. Ein sehr beträchtlicher Theil von Palatalen lässt sich auf diese Weise allerdings ver-

stehen. Freilich ist auch die Zahl der Ausnahmen, also der Fälle, in denen entweder *k* und *g* vor *i* oder vorausgesetztem *e* unangefochten bleiben, oder umgekehrt *ḱ* und *ǵ* vor *a*, *u* und vor Consonanten in befremdlichster Weise sich einstellen, eine recht erhebliche. Man hat sich eifrig bemüht, diese Ausnahmen zu erklären und zwar theils aus der Geschichte der einzelnen Formen, so wenn dem sanskr. *giri* (Berg) zd. *gairi* (aus *gari*) gegenüber steht. Offenbar ist *giri* eine jüngere Form. Das *g* blieb wahrscheinlich von der Zeit an, da auf das *g* ein A-Laut folgte, etwa wie das attische *η* der Regel entgegen in *κόρη*, *δέρη* von der Zeit her blieb, da nach *ρ* ein zweiter Consonant ertönte. Diese Erklärungsart, die man Atavismus nennen könnte, überzeugt mich am meisten. Aber sie ist nur auf einen kleinen Kreis von Wörtern anwendbar. Am häufigsten wird zur beliebteren Association gegriffen. Und wir sahen ja im zweiten Abschnitt dieser Schrift, wie sehr dies Erklärungsmittel, um im einzelnen Falle annehmbar zu sein, der Prüfung bedarf. Es kann also da, wo es sich um Entfernung unbequemer Ausnahmen und um den ersten Nachweis eines Gesetzes handelt, am wenigsten überzeugen. Manche Aufstellungen dieser Art sucht zwar Joh. Schmidt sorgfältig zu motiviren, so wenn er annimmt, Comparative und Superlative hielten dann die regelrechte Palatisirung inne, wenn sie einem Positiv mit Guttural formell ferner ständen, z. B. sanskr. *ugrá-s* (schrecklich), Comp. *ṓǵījans*, folgten aber dem Laut des Positivs, wenn sie diesem ihrer Bildung nach näher ständen, z. B. sanskr. *laghú-s* (leicht), Superl. *lághisṭha-s*. Aber es bleibt eine grosse Anzahl von Fällen, in denen sich nichts der Art nachweisen lässt, wo also die Frage, warum in dem einen Fall die angebliche Regel befolgt, in dem andern nicht befolgt wird, völlig unbeantwortet bleibt. Das uralte *k* bleibt — unter der Wirkung des oben so benannten Atavismus — selbst vor *i* bisweilen unverändert, z. B. sanskr. *kim* (was?), Neutr. zu *kas* (wer?). Anderswo wuchern *ḱ* und *ǵ*, die man für rein laut-

lich entstandene Varietäten von *k* und *g* erklärt, weiter fort und stellen sich auch vor einem dem *i* fern liegenden *a* oder *u* und vor Consonanten ein, z. B. in *bhrāǵas* (Glanz) vor demselben Suffix, das in dem gleichbedeutenden *bharg-as* den Guttural festhält. Haben wir hier Producte verschiedener Zeiten vor uns? Lässt sich das erweisen? Ich gebe gern zu, dass Joh. Schmidt mit grösstem Scharfsinn sich bemüht, für jeden einzelnen Fall besondere Motive herauszufinden, aber es bleibt doch sehr vieles völlig unmotivirt, und dieser eifrigste Forscher auf diesem Gebiete gesteht selbst S. 63 des erwähnten Aufsatzes, es sei schwierig, „die dem Gesetze widersprechenden Fälle zu erklären". Ich treffe daher mit dem Urtheil zusammen, das Fröhde Bezzenb. Beitr. V, 275 abgibt: „Da die Palatalen mehrfach an Stellen auftreten, wo man sie nicht erwartet, so wird die Annahme (von dem Zusammenhang der Palatalen mit dem Vocalismus) noch nicht streng bewiesen".

Die für die arischen Sprachen vorausgesetzte Entstehung der palatalen Laute aus gutturalen unter dem Einfluss eines *e*- oder *i*-Lautes findet sich thatsächlich, was natürlich den genannten Forschern nicht entgangen ist, in den slawischen Sprachen, am consequentesten im Kirchenslawischen. Hier lauten die drei Singularpersonen und die 3. Pl. des Präsens der W. *pek* = sanskr. *paḱ* (coquere):

pekę, dagegen im Sanskrit *paḱāmi*
pečeši wie „ „ *paḱasi*
pečetĭ wie „ „ *paḱati*
pekętĭ, dagegen „ „ *paḱanti.*

Im Slawischen steht also durchaus regelmässig das *k* vor einem dunklen, das *č* vor einem hellen Vocal, während das Sanskrit den Laut *k'* im Verbum durchführt, im Nomen aber den K-Laut bewahrt. Das Kirchenslawische ist ebenso consequent im Nomen wie im Verbum. So

ksl. N. *člověkŭ* (Mensch), vgl. sanskr. N. *vṛka-s* = λύκος
Voc. *člověče*, „ „ Voc. *vṛka* = λύκε,

ebenso ksl. N. *bogŭ* (Gott), aber sanskr. N. *ag'ás* = ἀγός
Voc. *bože*, „ „ Voc. *ag'a* = ἀγέ.

Diese Erscheinung wird von Collitz und Joh. Schmidt so erklärt, dass — gleichsam nach der Analogie unsrer politischen Abstimmungen — die Majorität der Formen auf jedem der beiden Gebiete die Minorität nach sich gezogen hätte. Aber, wenn wir auch zugeben wollen, dass im Sanskrit das *e* aller übrigen Verbalformen auf die 1. Sing. und 3. Pl. eingewirkt hätte und dass in derselben Sprache der seltner gebrauchte Vocativ sich allen übrigen weit häufigeren Casusformen assimilirt hätte, so bleibt es doch höchst auffallend, dass der palatale Laut, welcher nach dieser Theorie beim Nomen eigentlich nur im Vocativ etwas zu thun hat, dennoch von da aus, in Wörtern wie *ag'ás*, alle übrigen Casus ergriffen haben soll. Man kann eine Lautbewegung von solcher Inconsequenz doch eigentlich kaum ein Lautgesetz nennen, höchstens eine beginnende, vielleicht auch eine schon halb erstorbene Lautbewegung. Collitz weist darauf hin, dass in einem Zweige der slawischen Sprachen, im Kleinrussischen, ähnliche Uniformirungen wirklich vorkommen. Dergleichen Fälle liessen sich auch aus andern Sprachen derselben Familie, z. B. aus dem Čechischen, anführen. Und auch bei den Deutschen Böhmens hört man solche Formen wie *ich gib*, *ich sieh* und andres der Art. Es handelt sich aber dabei um neuere Sprachen, und immer würden die Veränderungen innerhalb der alten Sanskritsprache stärker und willkürlicher sein als jene.

Wie sehr sticht diese für das Sanskrit behauptete Unregelmässigkeit gegen andere, längst feststehende Lautgesetze dieser Sprache ab, z. B. gegen das Gesetz, wonach im Sanskrit *s* unter bestimmen Bedingungen in *sh* oder *n* in *ṇ* verwandelt wird. Wie man aus Whitney's Grammatik § 180—185 und § 189 ff. ersehen kann, sind die Ausnahmen von den für diese Fälle geltenden Regeln gering an Zahl und meist leicht erklärbar.

Aber wir gehen weiter. Selbst wenn wir einräumen wollen, dass die Entstehung der Palatalen ursprünglich auf der Einwirkung eines nachfolgenden *i*-artigen Lautes beruhte, so fragt es sich, in welche Zeit diese Entstehung zu setzen ist. Die Palatalen gehören nur den indisch-iranischen Sprachen an. Also selbst für den als möglich zugegebenen Fall, dass sie auf die angegebene Weise entstanden seien, würde das *i* oder *e*, das ihre Entstehung bewirkte, nur für das arische, nicht für das gesammte indogermanische Sprachgebiet erwiesen sein. Und was läge auffallendes darin, wenn wir annähmen, im Urindogermanischen sei nur ein einziger kurzer A-Laut vorhanden gewesen, aus diesem habe sich in grösserer Fülle bei den Westindogermanen der Dreiklang entfaltet, aber auch bei den Ariern oder Ostindogermanen sei nach ihrer Trennung von den übrigen Völkern in bescheidenen Ansätzen aus einem Theil der A-Laute das hellere *e* entwickelt, freilich ohne historischen Zusammenhang mit dem gleichlautenden der Westler. Es wird das ja z. B. für das Zend nicht selten zugegeben, wo sich bisweilen ein *ĕ* zeigt, das dem sanskr. *a* gegenübersteht, ohne mit dem westlichen *ĕ* irgend etwas zu thun zu haben. Es würde dann mit diesem *ĕ* jene Art des *ē* im Sanskrit zu vergleichen sein, das nicht als ursprünglicher Diphthong gefasst werden kann. Joh. Schmidt S. 61 u. 62 der erwähnten Abhandlung führt sieben Fälle der Art an, z. B. *ēdhi* aus **asdhi* (sei) = griech. ἴσθι, *dēhi* aus **dadhi* (gib). Diese Formen mit jenen vorhin behandelten Spuren eines nur aus seinen Wirkungen erkennbaren *k'* im Sanskrit bleiben vielleicht ein interessantes Zeichen davon, dass auch den Ostindogermanen eine Zeit lang der kurze *e*-Laut nicht gänzlich fremd war, aber für ein indogermanisches *e* beweisen sie nichts*). Joh.

*) Bartholomae in seiner Abhandlung „die altvedischen *ē*-Formen im Perfect" Kuhn's Zeitschr. XXVII, 338 ff. erörtert sorgfältig vieles hierher gehörige. Da er gewichtige Gründe gegen die ursprüngliche Zusammengehörigkeit von Pluralformen wie sanskr. *sēdima* mit lat. *sēdimus* und got.

Schmidt S. 179 findet freilich für das höhere Alter der Palatalen als Zeugen eines E-Lauts einen Beweis in den griechischen Spuren des Palatismus. Allein er selbst gesteht zu, dass diese Erscheinung im Griechischen eine sehr beschränkte ist. Ein grosser Theil der S. 136 ff. von ihm behandelten, an sich wenig zahlreichen Formen, gehört nur einzelnen Dialekten an. Es sind die von mir unter dem Namen Dentalismus in meinen Grundz.[5] S. 487. 490 behandelten Wörter, z. B. *τίς*, *τέ*, *τέσσαρες*, *τίω*, denen Joh. Schmidt einiges, freilich nicht durchaus überzeugende, hinzugefügt hat. Schon bei einer früheren Gelegenheit (Stud. VII, 240) ward es mir wahrscheinlich, dass diese Erscheinungen einer verhältnissmässig späten Zeit angehören, für die Erschliessung urindogermanischer Lautverhältnisse also nichts beweisen können. Diese Ansicht bestätigt sich durch die merkwürdige, erst kürzlich von Lolling aufgefundene Inschrift von Larissa (Cauer[2] Nr. 409). Dort steht gegenüber dem gemeingriechischen *τίς* *κίς*. Es liegen folgende Fälle vor: Z. 11 *διὲ κί* (d. i. *διὰ τί*), Z. 12 *πὸκ κί* (*πρὸς τί*), Z. 22 *κίς κε* (*ὅστις ἄν*), Z. 41 *κινές* (*τινές*). Aus diesen Formen ergibt sich, dass das ursprüngliche *κ* sich im Griechischen noch zu einer Zeit erhielt, da die Mundarten schon längst gespalten waren. Die Verwandlung von *κ* in *τ* gehört also in diese verhältnissmässig späte Periode, und wir haben keinen Grund, das gemeingriechische *τίς* mit dem iranischen *cis* in irgend einen historischen Zusammenhang zu bringen. Auch in einer andern Beziehung widerlegt die neu-

---

sētum vorbringt, die man mehrfach für die Existenz eines grundsprachlichen *ĕ* verwerthet hatte, habe ich diese Formen hier gar nicht erwähnt. Wenn Brugmann Litter. Centralblatt 1884 S. 1565 sagt, „ob man annimmt, die palatale Affection der Gutturale sei in urindogermanischer Zeit erfolgt, oder im Einzelleben der Sprachen (nach des Ref. Ansicht ist letzteres der Fall) ist für die Hauptfrage völlig gleichgiltig“, so verstehe ich das nicht. Bisher galt die angebliche Existenz von Palatalen in der Ursprache als das Hauptargument für die Existenz eines *e* in derselben.

gefundene Form die Aufstellungen desselben Gelehrten. Meine Vermuthung, dass der Dentalismus ungefähr in derselben Zeit entstanden sei, in welcher die Lautgruppen *σσ* (*ττ*) und *ζ* sich bildeten (Stud. VII, 271), sucht Joh. Schmidt mit den Worten zu widerlegen: „Dann würden in allen den Dialekten, welche *σσ* und *ζ* bewahrt haben, die Lautfolgen *κε*, *κι* u. s. w. ebenso wenig vorkommen, wie *τj*, *δj*, *ϑj*“. Im Dialekt von Larissa liegt nun jenes *κίς*, *κινές* neben Formen wie *ὅσσα*, *τόσσα* inschriftlich vor. Man sieht also, dass anlautendes *κ* vor *i* oder *j* sich noch zu einer Zeit im Anlaut erhielt, in welcher dentale und gutturale Explosivlaute im Inlaut schon die gemeingriechischen Lautgruppen *σσ* und *ζ* ergeben hatten.

Wir kommen auf einen andern Punkt. Alles bisher erörterte könnte, selbst wenn wir alle einzelnen, von Joh. Schmidt und andern geltend gemachten Behauptungen einräumen wollten, doch nichts andres erweisen, als dass wir für eine alte Sprachperiode, vielleicht schon für die urindogermanische, zwei kurze A-Laute, einen helleren (*ĕ*) und einen dunkleren (*ă*, *ŏ*) anzunehmen hätten. Und in der That spricht Joh. Schmidt in der oft erwähnten Abhandlung immer nur von zwei A-Lauten. Selbst Brugmann redet von dieser Zweiheit*) mit viel grösserer Entschiedenheit als von der erst allmählich in Gang gebrachten ursprünglichen Dreiheit. In der That wäre es an sich zweifellos ebenso möglich, dass die Urindogermanen sich mit dieser Zweiheit begnügt und dass erst ihre Nachkommen den O-Laut entwickelt hätten, wie der andre Fall, dass auch sie schon die Dreiheit kannten.

Dass es mit dem Verhältniss von *a* zu *ŏ* ganz anders bestellt ist als mit dem von *a* zu *ĕ*, wird kaum geleugnet werden können. Das *ĕ* steht in den europäischen Sprachen viel

*) Morpholog. Unters. III, 91 f.: „— war man schon eo ipso vollkommen berechtigt, die europäisch-armenische Dreiheit *a, e, o*, oder wenigstens *a, e*, für urindogermanisch zu erklären“.

gleichmässiger dem arischen *a* gegenüber als *ŏ*. Dass das Lateinische mit seinem *o* dem Griechischen viel näher kommt als die übrigen europäischen Sprachen, habe ich in der öfter erwähnten Abhandlung gezeigt. Es sind dort 56 Fälle aufgeführt, in welchen lateinisches *o* (*u*) griechischem *o* entspricht, während die übrigen europäischen Sprachen abweichen. Und wenn auch ein Theil dieser Fälle möglicherweise eine andere Deutung zulässt, so halte ich doch das Ergebniss im ganzen als vollkommen erwiesen und zähle die Uebereinstimmung im O-Laut zu den Punkten, welche auf ein näheres Verhältniss der beiden südeuropäischen Sprachfamilien unter einander hinweisen*). Auch diejenigen Gelehrten, welche die ursprüngliche Buntheit des Vocalismus behaupten, verkennen zum Theil diese engere Verbindung zwischen Griechisch und Italisch nicht, z. B. Saussure S. 51. 114, wobei ich namentlich auf die Erscheinung hinweise, die er mit dem Ausdruck „le phonème A“ bezeichnet. Für die nördlichen Sprachen setzt er hier zwei Vocale, nur für den Süden drei voraus. Ich erinnere z. B. daran, dass dem lat. *nox* (griechisch *νύξ*) zwar im altir. *innocht* (heute Nacht) und im kslaw. *noštĭ* ein *o*, aber im got. *nahts*, im lit. *naktís* ein *a* gegenübersteht, dass das griechische *πόσις* dem lat. *potis*, aber got. *faths* und lit. *pats* entspricht. Durch solche Erwägungen wird auch Fröhde in Bezzenberger's Beiträgen V, 296 zu dem Urtheil gebracht sein: „Dass der O-Laut schon indogermanisch sei, ist bis jetzt noch nicht erwiesen“, während derselbe Gelehrte geneigt ist, dem kurzen E-Laut ein so hohes Alter zuzuerkennen. Ich gebe gern zu, dass die O-Hypothese in manchen der oben erwähnten Fälle sich möglicherweise durch die Annahme erhärten lässt, das nordeuropäische *a* sei aus kurzem *o* hervorgegangen. Denn

*) Bei der neuesten Untersuchung Brugmann's in Techmer's internationaler Zeitschrift H. 1 sind einige wesentliche Punkte übergangen, so das gräcoitalische Dreisilbengesetz. Auf die Imperativformen komme ich später zu sprechen.

dass es auch einen solchen Uebergang gibt, was man früher nicht zulassen wollte, bestreite ich jetzt nicht, hauptsächlich wegen der ziemlich zahlreichen Fälle, die aus dem Neugriechischen von diesem Lautwandel vorliegen, z. B. *ἀρφανός* gleich altgriechisch *ὀρφανός*, *ἀνυχι* kretisch für *ὄνυξ* (Foy: Lautsystem der griech. Vulgärsprache. Leipzig 1879 S. 98 ff.). Aber bis vor kurzem ist nirgends auch nur der ernstliche Versuch gemacht, für das *o* die Entstehung in ursprachlicher Zeit nachzuweisen [1]), und es scheint mir natürlicher, das *a* z. B. im got. *nahts* mit dem sanskr. *naktis* auf eine Linie zu stellen, als für beide A-Laute mit manchen jüngeren Gelehrten einen für jeden Fall wiederum besonderen Uebergang eines hypothetischen *o* in *a* anzunehmen.

Einen ernstlichen Versuch, jenes *o* auch für das arische Sprachgebiet nachzuweisen, hat erst neuerdings Bloomfield gemacht in seinem interessanten Aufsatz „Final *as* before sonants" (American Journal of philology Vol. III 1882). Dieser Versuch, dessen genauere Beurtheilung ich Specialforschern für diese Sprachen überlassen muss [2]), hat insoweit etwas ansprechendes, als Bloomfield für das merkwürdige *ō* statt *as* im sanskritischen Auslaut eine Erklärung versucht. Dieses *ō*, meint er, sei an dieser Stelle aus *os* hervorgegangen. Es sei z. B. sanskr. *açvō dravati* für **açvas dravati* ein Zeugniss für ein auf indischem Boden sonst verschollenes **açvŏs* = lat.

1) Ein nicht unerhebliches Moment liegt in der Stellung, welche man gegenüber dem sanskr. *ā* dem europ. *o* anweist. Wer mit Brugmann und Osthoff sanskr. *ā* als den Repräsentanten des *ŏ* betrachtet, für den gibt es auch auf arischem Gebiete innerhalb der Stammabstufung d r e i feste Stufen. Wer aber mit Joh. Schmidt annimmt, dass die quantitative Veränderung mit dem O-Laut nichts gemein hat, für den versinken die Spuren dieses Lautes bei den Indern in nächtliches Dunkel. Eine wesentliche Reihe der Vocale fehlt, zugleich mit dem *o*, den Ostindogermanen.

2) Eine ablehnende Kritik dieser Abhandlung von Seiten eines vorzugsweise im arischen Sprachgebiet heimischen Forschers, Chr. Bartholomae, bringt das 4. Heft von Bd. XXVII der Kuhn'schen Zeitschrift.

equŏs, in derselben Weise, wie wir oben sahen, dass das lange *ē* von *ēdhi* „sei" auf die ältere Form **ĕsdhi* weise, welche von dem ionischen ἔσϑι (sonst ἴσϑι) sich im Vocalismus nicht unterscheide. So weit also wird man sehr geneigt sein, Bloomfield zu folgen. Aber leider stellt sich bald der Zweifel ein. Nämlich nicht bloss das einem gräcoitalischen *ŏs* entsprechende *as* wird unter gewissen lautlichen Bedingungen in *ō* verwandelt, sondern auch dasjenige *as*, dem ein griechisches ες gegenübersteht, z. B. im Nom. Plur. *narō dravanti* gleich ἄνδρες [τρέχουσι] und das der 2. Sing. Impf., z. B. *abharō* gleiche griech. ἔφερες. In beiden Fällen setzt der Magadhidialekt des Prākrit statt des sanskr. *ō* ein *ē*. Bloomfield sucht nun zu erweisen, im Sanskrit habe das ursprünglich mit *ŏs* zu identificirende *ō* die Fälle, in denen vielmehr *ĕs*, später *ē*, zu erwarten wäre, nach sich gezogen, in jenem Dialekt des Prākrit umgekehrt sei im Kampf ums Dasein *ĕs*, später *ē*, das herrschende geworden. Auf Grund der sorgfältigen statistischen Zusammenstellungen von Lanman stellt Bloomfield die Zahlenverhältnisse zusammen und zeigt für das Sanskrit, dass allerdings in dieser Sprache das fragliche *ō* sehr viel öfter einem europäischen *ŏs* als einem europäischen *ĕs* gegenübersteht. Freilich aber wird dadurch nur für das Sanskrit seine Aufstellung etwas plausibler, für den Prākritdialekt aber um so unbegreiflicher. Kann man sich überhaupt einen solchen Vorgang in lebendigen Sprachen als möglich vorstellen? Es handelt sich ja um eine nur aus der Reflexion hervorgegangene Verwechslung zweier von Haus aus sehr verschiedenen Silben. Die redenden müssten, um zu ihr zu gelangen, sich der grammatischen Thatsache bewusst gewesen sein, dass im Sanskrit *ō*, im Magadhi *ē* auf älterem *as* beruhe. Es muss, wie gesagt, den Kennern dieser Sprachgebiete überlassen bleiben, ob sich vielleicht zur Unterstützung dieser Ansicht aus jenen Sprachen etwas beibringen lässt. Aber soviel scheint mir von meinem vergleichenden Standpunkte aus unzweifel-

haft. Wenn das fragliche *ō* wirklich aus *ŏs* (*as*) und *ē* aus *ĕs* hervorging, so hat dieser Uebergang mit dem Ursprung dieses Ausganges und mit der Frage nach der ursprünglichen Buntheit des Vocalismus gar nichts zu thun, da ja jenes *ō* und *ē* eben nur zu einem Theil auf europäisches *os* und *es* zurückführt. Vielmehr zeugen diese Thatsachen, wenn sie wirklich so aufzufassen sind, gegen die indogermanische Dreiheit, indem ja jedes beliebige *as* im Sanskrit zu *ō*, in jenem Prākritdialekt aber zu *ē* wurde.

Vielleicht liesse sich aus den sanskritischen Vocalverhältnissen noch manches andre Moment beibringen, das sich viel leichter aus der älteren Auffassung von der primitiven Eintönigkeit des arischen Vocalismus erklären lässt. Amelung hatte die Behauptung aufgestellt, die Schwächung eines indischen *a* zu *i*, z. B. sanskr. *pitā́* = πατήρ, könne für die ursprüngliche Buntheit des Vocalismus ins Gewicht fallen. Aber mit Recht weist Joh. Schmidt diesen Versuch im Eingang der oft erwähnten Schrift zurück. Denn es ist nicht richtig, dass dieses *i* nur an der Stelle eines europäischen *e* stehe. Dies ist zwar der Fall in *hitás* = gr. θετός, aber nicht in dem schon erwähnten *pitā́* = πατήρ oder in *sthitás* = στατός, und in dem sanskr. *pītás* = lat. *pōtus* steht dem langen *ī* das lange *ō* gegenüber. Man sieht also, es handelt sich bei dieser Verwandlung um rein indische Vorgänge. Von ähnlicher Art ist offenbar die für das Sanskrit so charakteristische Verwandlung eines *ā* in *ī*, z. B. *junā́mi*, Plur. *junīmás*, vgl. δάμ-νη-μι, Plur. δάμ-νᾰ-μεν. Wenn in diesen Fällen einem *ā*, das in Europa in den verschiedensten Formen erscheint, in Indien ein und derselbe I-Laut entspricht, wird es da nicht wahrscheinlich, dass dem offenbar schwächeren I-Laut bei den Indern nur ein einziger stärkerer Laut entsprach, eben jenes einfache und monotone *a*, das man früher allgemein als etwas aus der Urzeit ererbtes betrachtete?

Auch bei der Verzweigung der Wurzeln treten der neuen

Lehre hier und da nicht unerhebliche Schwierigkeiten entgegen. Von der W. *ṛ* oder *ar* ausgehend, könnten wir für die Grundsprache eben nur diesen Vocalismus und die weit reichende allgemeine Bedeutung des Gehens oder der Bewegung annehmen, die sich in Europa in die drei Phasen *ar* (zusammengehn, fügen, passen, Grundz.[5] S. 339), *er* (treiben, rudern, ebenda S. 342), *or* (aufgehn, erheben, S. 346) spaltet. Bei dieser Auffassung hat es nichts befremdliches, wenn im Arischen die dritte dieser Phasen neben sanskr. *ārta* = *ὦρτο* als *īr* (sich erheben, erregen) und im Zend als *ir* (vom Aufgehn der Gestirne) erscheint. Denn *īr* wie *ir* sind eben jene Verdünnungen des A-Lauts, die wir als für dies Gebiet charakteristisch kennen lernten. Aber wenn man der neuen Lehre gemäss die Dreiheit *ar*, *er*, *or* schon als ursprachlich ansetzt, wie will man da das *i* im Arischen erklären? Oder sollten die Arier, nachdem sie die drei Wurzeln früher deutlich unterschieden hatten, später wieder alles durch einander gewirrt haben? Ist es nicht wahrscheinlicher, dass die Silben *ar*, *er*, *or* im Osten lautlich wie begrifflich ungeschieden waren und blieben und erst bei den Westindogermanen sich bestimmt sonderten? Dass die Sprache etwas, was sie früher besessen hat, nicht so leicht spurlos aufgibt, das ist doch ein wohl begründeter Satz der Wissenschaft. Die dritte dieser Phasen, *or*, ist sogar auf den ersten Blick nur gräcoitalisch. Vielleicht aber darf man, wie in *ὄρ-νι-ς*, so im ksl. *orĭlŭ* und im ahd. *arn* (Adler), eine Spur dieser Phase finden.

Wir haben bisher die neue Hypothese daraufhin geprüft, wie weit die für sie beigebrachten Argumente überzeugend sind, und es haben sich uns namentlich drei Hauptpunkte herausgestellt, welche gegen dieselbe sprechen:

1) die Unerklärbarkeit der Entstehung des arischen *a* aus ursprachlicher Dreiheit,

2) die Unzulänglichkeit der Versuche, auch für das Arische Spuren eines uralten *e* nachzuweisen,

3) der gänzliche Mangel eines Beweises für die Existenz eines arischen *ŏ*.

Wir wenden uns nun nach einer andern Seite und stellen Thatsachen des indogermanischen Formenbaues zusammen, welche sich weit leichter aus der älteren als aus der neueren Auffassung begreifen lassen. Wir können hier von der Erwägung ausgehen, dass die Periode der indogermanischen Grundsprache nothwendigerweise grosse Zeiträume umfasst und verschiedene Epochen gehabt haben muss. Man kann einwenden, dass vieles, ja alles, was in diese frühen Zeiten fällt, dunkel sei, aber dessenungeachtet dürfen solche Erwägungen nicht übergangen werden, wir müssen uns vielmehr stets der Existenz solcher Zeiten bewusst bleiben und dürfen derartige Rücksichten auf unbestimmte Grössen in der Sprachwissenschaft ebenso wenig unbeachtet lassen, wie der Astronom es unterlässt, die Einwirkung unsichtbarer Himmelskörper gelegentlich in seine Rechnung aufzunehmen. Bis jetzt beschäftigten wir uns bei der Frage nach dem Alter des bunten Vocalismus mehr mit den späteren Epochen jener langen Periode, d. h. mit der Epoche, welche der der Spaltung und allmählichen Zerklüftung der verwandten Sprachen unmittelbar vorausgeht. Jetzt wenden wir uns den Anfängen des gemeinsamen Sprachbaues zu. Wir fragen, was uns die gegebenen und erschliessbaren Formen der Grundsprache in Bezug auf den Vocalismus sagen. Einiges wenigstens ist auch ohne tieferes Eingehen in die Entstehung der Formen und deren Zerlegung in ihre Elemente zu erreichen. Wir heben folgende Punkte heraus:

1) In der O-Declination, wie sie sich in den südeuropäischen Sprachen zeigt, finden wir am Ende des Stammes drei verschiedene Vocale:

a) Das *o*, das deutlich nachweisbar ist im Nom. Acc. Dat. Loc. Gen. Abl. Sing., ferner im Dual und im Plural der Mas-

culina und Neutra. Eben deshalb sind wir berechtigt, diese Declinationsgruppe die O-Declination zu nennen.

b) *ĕ* im Voc. Sing. der Masculina. Durch die Uebereinstimmung von ksl. *vlŭče* und lit. *vilke* mit dem gr. *λύκε*, dem lat. *lupe* und durch die Nachwirkung des *e* im altir. Vocativ *eich* (eque) neben Nom. *ech* (equos) wird dies *ĕ* als alt, das heisst über die Existenz der europäischen Einzelsprachen hinausgehend, erwiesen.

c) *a* im Nom. Acc. des Neutrum Plur. Die ursprüngliche Länge dieses *a* ergibt sich zweifellos aus dem Sanskrit wie aus den Spuren des ältesten Griechisch und Lateinisch*):

Sanskr. *jugā*, gr. *ζυγά*, lat. *juga*, ksl. *iga*, got. *juka*.

Dass diese Mannichfaltigkeit des Vocalismus hier von allem Anfang an vorhanden war, scheint mir im höchsten Grade unwahrscheinlich. Im Sanskrit haben wir statt dessen eine viel grössere Consequenz, indem nur ein quantitativer Wechsel des A-Vocals hervortritt. Von der europäisch-armenischen Mannichfaltigkeit auszugehen, hiesse eigentlich soviel, als auf den für die Sprachwissenschaft so wichtigen Begriff des Stammes zu verzichten. Der Stamm ist aber nicht etwa nur „ein sprachwissenschaftliches Präparat", wie Joh. Schmidt mit einem gewissen Rechte die Wurzel benennt, sondern der Stamm lebt fort in voller Lebendigkeit, sowohl in der Zusammensetzung der Wörter, wie in der Ableitung, wenn es auch, wie überall, an einzelnen Störungen und Trübungen nicht fehlt. Stämme wie sanskr. *juga* und ihresgleichen zeigen sich ja in der Zusammensetzung mit voller Deutlichkeit. Ebenso Stämme wie *ὁμο* im Griechischen, z. B. in *ὁμό-φυλος*, *ὅμο-ιο-ς*.

*) Mir ist natürlich nicht unbekannt, dass die Kürzung eines auslautenden *ā* zu *ă* von manchen Gelehrten für unzulässig erklärt wird. Mahlow „Die langen Vocale" S. 77 sagt: „An eine Kürzung des *ā* innerhalb des Griechischen ist nicht zu denken". Ich halte mich aber einfach an Fälle wie homer. *ἀληθείη* neben att. *ἀλήθεια*, dor. *ἅμᾱ*, gemeingr. *ἅμᾰ*, altlat. Nom. *terrā*, später *terră*, *regō*, später *regŏ* u. s. w.

Ein gewisses Gefühl für solche Stämme oder den Typus, den sie vertreten, kann weder den Indern, noch den Griechen in ihrer Blüthezeit ganz abgesprochen werden (vgl. oben S. 70 ff.). Es ergibt sich daraus die höchste Wahrscheinlichkeit dafür, dass diejenigen Sprachen, in denen jener Stamm am wenigsten verändert wird, die alterthümlichsten sind, dass also Stammformen wie *juga* höher hinaufreichen als Stammformen wie *jugo*. Man hat das *ĕ* im Vocativ aus der Accentregel zu erklären gesucht, wonach der Rufcasus am wenigsten zur Endbetonung neigt. Das *ĕ* würde darnach ein schwächerer Laut sein müssen als das *ŏ*, was sich ja auch sonst bestätigt, ohne dass von einem festen Verhältniss der beiden Laute in allen Fällen die Rede sein kann. Ist dies richtig erklärt, so bewahrt das Sanskrit den älteren Laut trotz des Accents und erst allmählich vollzog sich unter dem Einfluss desselben jene Wandlung. Das *ā* im Dual und Plural ist nach einer verbreiteten Ansicht durch Anfügung eines kurzen *ă* als Casussuffix an das stammauslautende *ă* entstanden. Die Contraction von *ă* + *ă* zu *ā* ist jedenfalls eine sehr einfache Annahme. Wenn wir dagegen mit den Buntvocalisten das lange *ā* aus *ŏ* + *ă* entstehen lassen wollten, geriethen wir — da es für ursprachliche Contractionen an jedem Anhalt fehlt — in ein ganz hypothetisches Gebiet, und es würde schwer halten, für eine solche ursprachliche Zusammenziehung irgendwo eine Stütze zu finden.

2) Auch für die Entstehung des Femininums werden wir auf ähnliche Ergebnisse geführt. Das *ā* des Femininums im Gegensatz zu dem kurzen *ă* des Masculinums reiht sich im Sanskrit in die allgemeine Regel ein, wonach auch die weichen Vocale *i* und *u* diese Doppelheit in derselben Vertheilung unter die Geschlechter zeigen. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass der Stamm des Femininums durchweg aus dem Stamme des Masculinums entstanden ist, vielleicht wiederum durch Anfügung eines stammbildenden *a* an den Stamm des Masculinums.

Jedenfalls steht ein Femininum wie sanskr. *rudhirā* dem Masculinum *rudhirás* näher als das gleichbedeutende *ἐρυθρά* dem Masculinum *ἐρυθρός*. So zeigt sich also auch hier wieder die Priorität der östlichen Bildungsweise vor der westindogermanischen, nach dem Princip, dass die Bildungen, welche in der einfachsten Weise als zusammengehörig erklärt werden können, das Präjudiz höherer Alterthümlichkeit für sich haben.

3) Aus der consonantischen Declination mag die Endung des Gen. Sing. hervorgehoben werden. Hier zeigt sich zwar gleichmässig im Griechischen und Lateinischen die Form mit dem dumpferen Vocal (griech. *ος*, altlat. *os*, *us*). Es mag sein, dass die lateinische Form *is* durchweg auf einer Einmischung der I-Formen in die Flexion der consonantischen Stämme zurückgeführt werden muss, die ja ohne Zweifel eine Haupteigenthümlichkeit der lateinischen Declination bildet. Aber es bleibt doch wohl zu beachten, dass auch im Slawischen der hellere E-Laut als Zeichen des Genitivs hervortritt, z. B. ksl. *nebo* (Himmel = *νέφος*), Gen. *nebes-e* (= *νέφε(σ)-ος*). Es ist also schwer zu sagen, welcher Vocal im europäischen Sprachgebiet dieser Casusendung zuzuschreiben ist, während im Sanskrit *as* unverändert bleibt. Und dieses *as* steckt doch auch wahrscheinlich in dem Ausgang *ās* der A-Declination, z. B. griech. *χώρᾱς*, lat. *familiās*, umbr. *tutās*. Wiederum also trägt der sanskritische Vocalismus das Gepräge des ursprünglichsten an sich.

4) Von den Personalendungen bringe ich hier nur zwei zur Sprache. Die primäre Endung der 1. Pers. Plur. lautet im Sanskrit *masi* oder *mas*, im Zend *mahi*, dor. *μες*, lat. *mus*. Wie verbinden wir diese Formen? Lat. *mus* kann natürlich auf **mos* zurückgehen, von dessen Existenz freilich keine Spur erhalten ist. Dieses erschlossene **mos* mit dem dor. *μες* zusammenzubringen, ist nur dann leicht, wenn wir *mas* als

Grundform betrachten*). Im Norden Europas stehen sich überdies das ksl. *mŭ*, z. B. *vezemŭ* = *vehimus* und das lit. *vežame* ebenso gegenüber, wie im Süden *mus* und *μες*. Die natürliche Einheit liefert eben nur das sanskritische *mas*. Die überaus schwierige althochdeutsche Endung *mês* mag hier ausser Betracht bleiben.

In der 2. und 3. Pers. Sing. und der 3. Plur. Med. zeigt sich bei den Griechen die merkwürdige Discrepanz zwischen dem primären griechischen *σαι*, *ται*, *νται* einerseits und den Secundärformen *σο*, *το*, *ντο* andrerseits. Es ist wahr, dass hiervon der arkadische Dialekt eine Ausnahme macht, insofern der O-Laut hier auch in den Primärformen erscheint: *σοι*, *τοι* statt *σαι*, *ται*. G. Meyer Griech. Gramm. § 465 erklärt diese arkadische Form aus einer Angleichung an die Secundärform. Aber die dumpfere Vocalisirung ist auch sonst mehrfach eine Besonderheit der aeolischen Dialekte. Dem arkad. *σοι*, *τοι*, *ντοι* steht kyprisches secundäres *τυ* = *το* zur Seite, das ebensowenig wie arkad. *κατύ* = *κατά* aus dem Anlehnungstriebe erklärt werden kann.

5) Einer der wichtigsten Momente in dieser Betrachtung bildet der thematische Vocal des Verbums. Die Wissenschaft ist darin einig, dass dieser Vocal ein stammbildendes Element ist. Als solches muss derselbe von Haus aus ein bestimmter gewesen sein. Denn ein sprachliches Wesen, das von Anfang an chamaeleonartig schillert, werden wir nicht anerkennen. Fest aber erscheint er nur im Sanskrit, wo ausschliesslich quantitative Verschiedenheiten des *a* in der 1. Pers. Plur. und Dual. gegeben sind. Wiederum hat die gleichmässiger durchgeführte Bildung ein Anrecht darauf, als die alterthümlichere betrachtet zu werden. Die neueren Forscher sind meistens geneigt, im europäischen Gebiet den E-Laut als die älteste

*) Der Versuch Joh. Schmidt's Ztschr. XXV, 591, *μεν* als betontes *m^a^m* zu erklären, überzeugt mich nicht und wird auch von Osthoff Morph. Unters. IV, 290 verworfen.

Phase des thematischen Vocals zu betrachten, ohne jedoch die Formen wie *φέρομεν*, *φέροντι* mit Sicherheit erklären zu können. Mag aber immerhin der Nasal auf den Uebergang von *ĕ* in *ŏ* eingewirkt haben, trotz des homerischen *εἰπέμεναι*, *εἰπέμεν* und andern Formen, so bleibt bei dieser Auffassung völlig räthselhaft das feste *o* im Optativ, z. B. *φέροι*, *φέροιμεν*. Wiederum also liegt die Unregelmässigkeit auf Seiten des bunten, die Regelmässigkeit, also das Präjudiz der Alterthümlichkeit, auf Seiten des arischen Vocalismus. Es darf bei dieser Frage übrigens nicht unbeachtet bleiben, dass in den nordeuropäischen Sprachen der thematische Vocal gelegentlich ebenfalls in der Form *ă* hervortritt: lit. 1. Pl. *vežame*, got. *viganm*, lit. 1. Pers. Dual. *vežama*, altirisch *beram* = *ferimus* und auch die 1. Pers. Dual. im got. *vigōs* wird aus **vigavas* erklärt. Es scheint also, als ob selbst im Westindogermanischen die Buntheit des Vocalismus im thematischen Vocal noch nicht von Anfang an vollständig durchgeführt ist.

6) Dass das temporale Augment aus dem syllabischen entstanden sei, wird wohl allgemein angenommen. Diese Entstehung tritt aber nur im Arischen, also nur beim eintönigen Vocalismus mit vollkommener Durchsichtigkeit hervor.

Sanskr. **a-agam* *ā-gam*
**a-asam* *āsam*
**a-arta* *ārta.*

Wie aus diesen Formen dor. *ἆγον*, *ἦα*, *ὦρτο* werden konnte, begreift sich leicht. Im Anschluss an die nicht augmentirten Verbalformen bildete sich im ersten Falle das *ā* von *ἄγω*, im zweiten der lange E-Laut gegenüber von **ἔσ-μι* im dritten der lange O-Laut gegenüber von *ὄρνυμι*, und entstand eben auf diese Weise der Schein, als ob nur die Quantität des anlautenden Vocals Zeichen des Präteritums sei, während doch ohne Zweifel von Haus aus die Silbe sanskr. *a*, griech. *ε* das eigentliche Mittel zu diesem Zwecke war. de Saussure hat allerdings Formen wie **e-agom*, **e-asam*, **e-arta* als Urformen

vorausgesetzt, aus welchen sowohl die griechischen wie die indischen Bildungen entstanden wären. Allein diese Construction hat, wie ich glaube, wenig Anklang gefunden, und in der That wird man sich zu ihr als einer für die Grundsprache anzusetzenden ebenso schwer entschliessen wie zu ähnlichen Annahmen für das Gebiet des Nomens, die wir oben berührten. Und vom griechischen Standpunkte aus und nach den bekannten griechischen Lautgesetzen ist von ihnen gar nicht zu den gegebenen Formen *ἆγον*, *ἦα*, *ὦρτο* zu gelangen. Es müsste dor. *ἦγον*, ion. *εἶα*, *οὖρτο* lauten.

7) Participia. Aus dem Gebiet der Stammbildung wird sicherlich manches in derselben Weise aufzufassen sein. Wir beschränken uns hier auf Participialbildungen. Niemand wird leugnen, dass der A-Laut der Participialendung *-ant* derselbe Vocal ist, den wir vorhin als den thematischen im Verbum finitum besprochen haben. Verhält sich doch eine Form wie *λεγοντ* zu *σταντ*, *τιθεντ* ganz ebenso wie *λέγομεν* zu *ἵσταμεν*, *τίθεμεν*. Dadurch wird natürlich auch hier der reine A-Laut ebenso wahrscheinlich wie oben. Es ist übrigens bemerkenswerth, dass es sehr schwer fallen würde, falls man eine buntgefärbte indogermanische Grundform für dies Suffix aufzustellen versuchte, die Entscheidung zwischen *ĕ* und *ŏ* zu treffen. Zwar im Griechischen haftet *o* fest im Participium, aber im Lateinischen haben wir zahlreiche Spuren des aus *o* entstandenen U-Lauts, von denen ich einige in der Symbola Philologorum Bonnensium S. 275 f. behandelt habe, z. B. *voluntas*, das auf **voluns* schliessen lässt. Von solchen Bildungen ist der classischen Latinität nur *iens*, *euntis* verblieben. Diesen Participien schliessen sich auch die auf *-endus* und *-undus* an, welche bekanntlich von frühester Zeit an sich austauschen. Der dunklere Laut tritt auch in *Vertumnus*, *alumnus* hervor, gegenüber von *vertimini*, *alimini*. Im Griechischen ist das *ε* in den Infinitiven auf *μεναι* und *μεν* beachtenswerth, *εἰπέμεναι*, *εἰπέμεν*, verglichen mit der Medialform auf *-ομενος*.

Da das Keltische das Suffix *-a(n)t*, z. B. altir. *cara(n)t* (Freund), und das Gotische die weitergebildete Stammform auf *-anda* bietet, z. B. *bairands*, so herrschte hier auch in Europa die grösste Mannichfaltigkeit. Aber wie zum Hohn finden wir hier wiederum in Asien den E-Laut. Zend: *bareñtem* = sanskrit: *bharantam*. Bei der Seltenheit von Stimmen, die sich jetzt für die ältere Hypothese aussprechen, führe ich hier ein Wort von Harlez an, Revue de linguistique Tom. XVII p. 82 (1884): „Zend. *bareñtem* est une altération d'un iranien ou aryaque primitif *bharantam*". „Je reste convaincu, qu'après avoir trop accordé au sanscrit, on tombe dans l'excès contraire, et qu'on ne trouvera point la vérité, tant qu'on n'aura point rétabli l'équilibre". In der That bedarf es in den meisten Fällen nur der Anführung der Sanskritform, um jeden unbefangenen zu überzeugen, dass von ihr auszugehn ist. Es ist doch kein Zufall, dass erst diese Sprache in so reichem Masse uns den Blick in den Organismus auch des Griechischen erschloss.

Aus dem hervorgehobenen schliessen wir, dass für die älteste oder Entstehungszeit der Ursprache der eintönige Vocalismus anzunehmen ist. Folgt nun daraus, dass die Grundsprache überhaupt kein *ĕ* und *ŏ* kannte? Allerdings nicht. Denn das kurze *ĕ* und *ŏ* konnte sich ja in der unzweifelhaft langen Zeit zwischen den ersten Anfängen und der Periode der Spaltung entwickeln, so dass der bunte Vocalismus im Sinne der neueren Forscher noch immer mit dem zusammengehen könnte, was wir eben zu erweisen suchten. Freilich erhielten wir unter dieser Voraussetzung eine ganz eigenthümliche Reihenfolge für die arischen Sprachen, bei denen ja der eintönige Vocalismus für die Zeit ihres besonderen Zusammenlebens vollkommen feststeht. Wir erhielten nämlich für diese folgende Perioden des Vocalismus:

1) Aelteste indogermanische Zeit. Das einheitliche *a* kann nur quantitativ, nicht qualitativ unterschieden werden. Es hiess also *vṛkas*, Voc. *vṛka*, *agati*, *aganti*, *bharantam* u. s. w.

2) Mittlere indogermanische Zeit mit buntem Vocalismus wie im Westen. Es hiess also *vṛkos*, Voc. *vṛke*, *ageti*, *agonti*, *bherontam* oder ähnlich.

3) Zeit der arischen Rückkehr zur ersten Periode. Hier stellte sich überall das *a* wieder her, mithin die Formen der ältesten Zeit.

4) Theilweise Rückkehr einzelner arischer Sprachen zur zweiten Periode, z. B. zend *bareñtem*, in welchem wegen der engen Zusammengehörigkeit der arischen Sprachen unter einander das *e* der mittleren Silbe unmöglich dieselbe Entstehungszeit haben kann, wie das des lateinischen *ferentem*.

Wie seltsam wäre nun ein solcher Gang der Entwickelung! Aber vergessen wir nicht, dass er rein hypothetisch war und dass namentlich für den kurzen *ŏ*-Laut im arischen Gebiete, wie wir sahen, auch nicht die leiseste Spur eines Nachweises gegeben ist. Ich kann also weder die ältere Annahme widerlegt, noch die jüngere für erwiesen halten und bin der Ansicht, dass von den zwei Hypothesen die ältere den Vorzug vor der jüngeren verdient.

Die neueren Anschauungen sind auch keineswegs durchgeführt, und manche Wörter, ganz besonders des Lateinischen, leisten diesen Anschauungen kräftigen Widerstand. Trotz des grossen Anklangs, den die neue Hypothese gefunden hat, und trotz der lauten Verkündigung dieses neuen Dogma's als des allein berechtigten, werden gelegentlich Zweifel geäussert. Als Beleg dafür, wie auch jüngere Gelehrte neuerdings zu Ansichten gelangen, welche den hier entwickelten ganz nahe kommen, erwähne ich die Worte, deren sich Brthl. (Bartholomae) im Literar. Centralblatt 1884 S. 956 Brugmann gegenüber bedient. Bartholomae nimmt zwei „indogermanische Urdialekte" an, „aus deren einem das Indische und Iranische, aus deren anderem alle übrigen Sprachen, das Armenische eingeschlossen, stammen". Damit ist, denke ich, der Versuch aufgegeben, die vocalische Monotonie aus der Buntheit herzuleiten. Ein für

die neue Richtung sehr begeisterter jüngerer Sprachforscher sagt: „Die Grundsprache war der von Schleicher geschriebenen immer noch ähnlicher als der, die Brugmann und Collitz schreiben“. Joh. Schmidt entschuldigt sich gelegentlich, so Bd. XXVI S. 342 Anm., dass er eine Form vorläufig in arischer Gestalt vorführe, und Brugmann Morphol. Unters. III S. 93 Anm. gesteht mir zu, dass manches *a* ein *x* als Exponenten erhalten müsste, weil man nicht wissen könne, welcher der drei Vocale *a*, *e* und *o* in dem bestimmten Falle als ursprünglich anzunehmen sei. Bei Osthoff Morphol. Unters. IV figurirt denn auch das von mir eigentlich nur zum Scherz empfohlene a^x in ziemlich vielen Fällen, z. B. in so angenehmen Formen wie $gh^2a^x\underset{\wedge}{u}gh^1$ (S. 91), wie denn überhaupt die Schriften der nuova fede an den Leser die Forderung stellen, dass er ausser den wirklichen Sprachen, deren Formen ihm vorgeführt werden, sich auch die bloss erschlossenen Wörter und nicht wenige Hieroglyphen der Forscher einzuprägen hat, in denen diese nicht einmal unter einander völlig übereinstimmen.

Ganz besondere Schwierigkeiten macht in Beziehung auf den A-Laut das Italische. So hat noch niemand gezeigt, wie das oskische *ankensto* (lat. *in-censa*) und das umbrische *anhostatu* (= *in-hastatus*) zu seinem anlautenden *a* gekommen ist. Höchst auffallend ist derselbe Vocal im oskischen *anter* (= *inter*), umbrisch *ander*, und das lateinische *quattuor* bleibt trotz aller darauf verwendeten Mühe in seiner ersten Silbe räthselhaft. Das *ă* überhaupt, vor dem man früher, wie wir sahen, als einem würdigen Veteranen allzu schnell seine Reverenz machte, ist jetzt das eigentliche Kreuz oder, anders ausgedrückt, das Sorgenkind für diese ganze Theorie. Man kann sagen: „Expellas furca, tamen usque recurret“. Verbalformen wie *ago*, *cado*, *maneo*, *facio*, *jacio*, *pateo*, *pando*, *latet* sind, so viel scharfsinniges auch über einzelne Bildungen der Art von de Saussure und andern vorgebracht ist, doch immer noch Steine des Anstosses, so gut wie griech. *ἄγω*, *γράφω*, diese,

wie man angenommen hat, verirrten Schafe aus der Hürde der Aoriste, die — niemand sagt uns, warum? — sich unter die Präsensstämme geschlichen haben. Dies mag hier genügen, nur um anzudeuten, dass es an dunkeln Punkten bei Festhaltung der neuen Hypothese wahrlich nicht fehlt. Ich kann daher nicht glauben, dass es ein richtiges Verfahren war, die Untersuchung über diese Frage, nachdem sie kaum begonnen hatte, gleich für abgeschlossen zu halten und sofort das neue Dogma als ausgemacht an die Spitze aller derartigen Untersuchungen zu stellen. Es ist das in dem Masse geschehen, dass jetzt Kräfte zweiten und dritten Ranges, die an der schweren Arbeit wirklicher Forschung keinen eignen Antheil nehmen, alle die, welche diesem Zuge nicht folgen, als auf einem veralteten Standpunkte befindlich bezeichnen. Ich glaube gezeigt zu haben, dass meine Zweifel wenigstens nicht blosse Grillen des Alters sind, sondern auf Gründen beruhen, welche man vielleicht bekämpfen, aber nicht ignoriren kann. Das Fragen und Forschen konnte natürlich die Wissenschaft nur anregen. Gegen Brugmann's Ausruf: Fiat experimentum! konnte gewiss niemand etwas einwenden, aber es fragt sich nur, ob das Experiment gelungen ist, und ob es nicht klüger war, mit der Kanonisirung dieses Dogmas zu warten, bis man sich die Zeit genommen hatte, die Gründe und Gegengründe etwas ruhiger und umsichtiger auf's Korn zu nehmen. Das Beharren bei einer Meinung, bis sie widerlegt ist, hat doch auch seine Berechtigung in der Wissenschaft.

Ein zweiter Fall, in welchem die neueren Sprachforscher sich in directen Gegensatz gegen die ältere Auffassung gesetzt haben, betrifft die Reihenfolge und den Ausgangspunkt für den Vocalwechsel bei der sogenannten Stammabstufung. Früher ging man von der kurzvocalischen Form, z. B. *λιπ*, *φυγ*, *σαπ*, aus und betrachtete im Anschluss an die indische Grammatik *λειπ*, *φευγ*, *σηπ* als gesteigerte Formen (vgl. sanskr. *guṇa*). Die neuere Ansicht gipfelt in dem Ausruf eines

französischen Gelehrten: „Le gouna est mort!“ Man betrachtet vielmehr die vollere Form als die ältere, stellt Wurzeln wie *λειπ φευγ σᾱπ* auf und glaubt die Kürzung in den andern Formen aus der Tonlosigkeit der betreffenden Silben erklären zu können.

Da ich auf diese Fragen schon in meinem Verbum II² 35 ff. eingegangen bin, beschränke ich mich hier auf eine kurze Zusammenfassung des dort erörterten, woran sich dann noch einige wenige Betrachtungen knüpfen werden.

1) Die „absteigende“ Theorie, das heisst die Erklärung der kurzen Formen aus den volleren durch Einfluss des Accentes*), hat von vorn herein nur in einem beschränkten Kreise einige Wahrscheinlichkeit, namentlich bei unthematischen Formen, z. B. sanskr. *véda* (ich weiss), 1. Pl. *vid-má*, *émi* (= *εἶ-μι*), *i-más*. Thematische Formen, in denen die gleiche Betonung herrscht, können nur in einzelnen Fällen, z. B. *λιπεῖν*, *φυγών*, beigebracht werden, während uns schon bei *ἔφυγον* neben *ἔφευγον* jenes Princip im Stiche lässt.

2) Selbst zugegeben, dass der Hochton der Endsilbe die Reduction eines *au* (*ευ*) zu *ŭ* (*ῠ*), des *ai* (*ει*) zu *ĭ* bewirkt hätte, würde das Ausspringen eines *ă* (*ε*) Schwierigkeiten machen. Zu diesen beiden Gründen füge ich hinzu:

3) Die Consequenz in der Einhaltung der „absteigenden“ Richtung wäre die, alle kurzen Vocale einer späteren Sprachperiode zuzuweisen.

Wir hätten also eine Ursprache vorauszusetzen, welche durchweg aus langsilbigen Wurzeln, z. B. aus Wurzeln wie *baudh* (*πεύθομαι*), *kād* (*κήδομαι*), *ōd* (*ὄδωδα*), bestände. Ist eine solche Annahme wohl wahrscheinlich? Ritschl redete gern von der Schwerwuchtigkeit der altlateinischen Sprache,

---

*) Es darf freilich nicht übersehen werden, dass in diesem Punkte keine Einstimmigkeit herrscht. F. de Saussure hat darüber seine besondern Reserven.

aber die Schwerfälligkeit dieser angeblichen indogermanischen Ursprache wäre, wenigstens in den Stammsilben, eine unendlich viel grössere. Und wie steht es denn mit den formalen Silben? Gestattet man diesen die Kürze von Anfang an, oder sollen wir auch hier von der Länge ausgehen, also z. B. ein Genitivsuffix *ās* ansetzen, das erst später zu *ăs* wurde?

Die zweite dieser Einwendungen, bei welcher ich mich an Misteli anschloss, ist von Fröhde Bezzenb. Beitr. VI S. 186 und ausführlicher von Osthoff Morph. Unters. IV S. 348 ff. aufgenommen. Osthoff erkennt das befremdliche des Ausspringens eines *ă* oder nach seiner Theorie *ĕ* aus dem Diphthong an und sucht in einer sehr ausführlichen Darstellung nachzuweisen, dass zwischen den diphthongischen und den kurzvocalischen Formen eine langvocalische in der Mitte gelegen habe. Die Reihenfolge wäre also nach ihm *leik*, **līk*, *lĭk*, *beudh*, **būdh*, *bŭdh*. Nach Osthoff's Auffassung wären die langen Vocale ganz in derselben Weise aus den entsprechenden Diphthongen entstanden, wie lateinisch *dīco* aus älterem *deico*, oskisch *deicum*, *lux*, *lūcis* aus *leuc*, das in dem alten *Leucesie* des carmen Saliare vorzuliegen scheint. Es stände also die vorausgesetzte langvocalische Mittelform schon auf der Stufe, die wir auf italischem Sprachboden mit Sicherheit als eine jüngere erkennen, und doch bestände daneben von Alters her eine dritte Stufe, die in reichster Fülle neben der ersten überliefert ist. Ueberdies sind diese Mittelformen nur äusserst selten wirklich vorhanden, meistens werden sie nur vorausgesetzt und construirt. Dazu kommt noch, dass Osthoff an der erwähnten Stelle im Anschluss an Paul auch das Accentsystem der Ursprache um ein neues Element bereichert hat. Er rechnet nicht nur mit Hoch- und Tiefton, wie früher, sondern jetzt auch mit Haupt- und Mittelton, und, da über die Stellung des letzteren überhaupt gar keine Ueberlieferung besteht, so bewegen wir uns bei diesen Rechnungen grossentheils im Bereich rein imaginärer Grössen. Vielleicht wird

doch manchem mit mir bei solchen Versuchen etwas beklommen, so dass er jenem Ausrufe: „Le gouna est mort!“ gleich den andern hinzufügen möchte: „Vive le gouna!“

Die beste Probe für die Wahrheit einer Hypothese ist die, ob aus ihr alle in Betracht kommenden Erscheinungen leicht und einfach zu erklären sind. Der Spruch des Euripides: *ἁπλοῦς ὁ μῦθος τῆς ἀληθείας ἔφυ*, den einst Gottfried Hermann unter sein Bildniss setzte, wird, denke ich, auch für die Sprachwissenschaft immer seine Bedeutung behaupten. Die Geschichte dieser Wissenschaft, selbst in ihren neuesten Phasen, bezeugt es. Warum fand Verner mit seiner schönen Erklärung des sogenannten grammatischen Wechsels im Deutschen so schnell allgemeine Zustimmung? Weil aus einer einzigen ansprechenden Annahme eine Reihe längst befremdlicher Thatsachen sofort ihre Erklärung fand. Aber davon ist hier nicht im entferntesten die Rede. Nicht nur bedarf es ausser jenen Annahmen von nirgends überlieferten Betonungsverschiebungen auf Schritt und Tritt der Annahme von Analogiebildungen, sondern es weichen auch die Gelehrten, welche in der Hauptsache dieselben Wege wandeln, doch wieder vielfach von einander und von ihren eignen früheren Meinungen ab, wie dies aus den erwähnten Stellen von Osthoff's Untersuchungen auf das klarste hervorgeht.

Ich möchte ausserdem noch folgende drei Punkte zu erwägen geben.

1) Es gibt in der indogermanischen Formenbildung trotz der erwähnten Versuche eine „aufsteigende“ Richtung. Man gibt zu, dass der Diphthong *οι*, z. B. in *Ϝοῖδα*, neben dem *ει*, z. B. in *Ϝείδομαι*, auf einer höheren Stufe steht. Freilich könnte man auch hier, um consequent zu sein, die Sache umdrehen und die Reihenfolge *οι*, *ει*, *ι* aufstellen. Ausdenken lässt sich ja mancherlei. Man würde dann dazu geführt werden, nicht von einer Wurzel *γεν*, sondern von *γον*, nicht von *τεκ*, sondern von *τοκ* auszugehen. Jedenfalls ist die jetzt,

z. B. von G. Meyer, befolgte Darstellung eine Art von Compromiss zwischen absteigend und aufsteigend. Das *ει* von *Ϝείδομαι* steigt zwar zu *Ϝιδεῖν* herab, aber zu *Ϝοῖδα* wieder empor. Das indische *ē*, das ebensowohl in *vēd-mi* dem *ει* von *Ϝείδομαι*, wie in *vēda* dem *οι* von *Ϝοῖδα* entspricht, wäre in einem Theil der Formen Grundlaut, in einem andern Ablaut. Denn nur für die zweite Bewegung allein hat G. Meyer, man sieht nicht warum, den alten grimmschen Ausdruck „Ablaut" beibehalten. Wie einfach ist dagegen die alte Lehre vom schon todt gesagten Guna! Hier erklärt sich das *οι* ganz natürlich als etwas jüngeres aus der späteren Spaltung des ursprünglich einlautigen *a*.

2) Man hat versucht sowohl für die absteigende wie für die aufsteigende Lautbewegung Parallelen aus neueren Sprachen beizubringen. Für die absteigende bringt Osthoff meinen Zweifeln gegenüber das Englische bei. Hier habe sich der Diphthong *i*, *y* (*ei*) in dem Possessivpronomen *my* (d. i. *mei*) zu kurzem *ĭ* verwandelt, sobald dies Pronomen, z. B. in *mylord*, tonlos werde (Morphol. Unters. IV S. 348). Welche Mittelstufen freilich bei dem nach englischer Weise trüben Vocalismus zwischen *ei* und *ĭ* gelegen haben, wissen wir schwerlich. Für die umgekehrte, die aufsteigende Richtung, bleibt mir immer das nhd. *ei* in Wörtern wie *weib* und das englische *i* (*ei*) in *time* und ähnlichen Wörtern der beste Stützpunkt*). Die Möglichkeit einer aufsteigenden Bewegung wird übrigens auf das schlagendste auch durch die dem Indischen eigenthümliche Erscheinung des Vṛddhi bezeugt, das freilich unter ganz andern Umständen zur Geltung kommt. Dass also eine aufsteigende Bewegung möglich ist, steht fest.

3) Bei der Annahme der vorherrschend und namentlich für den thematischen Aorist absteigenden Bewegung würden

---

*) Vgl. Scherer „Z. d. Sprachgeschichte"[2] 39 ff., wo auch mehrere andre Vorgänge aus den germanischen Sprachen beigebracht werden.

wir für die griechische Verbalbildung in eine eigenthümliche Verlegenheit gerathen. Bekanntlich bildet eine Reihe von Verben ihr Präsens in doppelter Weise. Sobald wir von der kurzvocalischen Wurzel ausgehen, macht dies keine Schwierigkeit. Aus einer Wurzel *λιπ* bildet sich einerseits *λείπω*, andrerseits *λιμπάνω* (vgl. *linquo*), aus *τυχ τεύχω* und andrerseits *τυγχάνω*, aber aus Wurzeln wie *λειπ*, *τευχ* sind die Formen mit Nasalen durchaus nicht zu erklären. Oder sollen wir etwa aus *λείπειν* erst *λιπεῖν* und aus dieser Form wiederum *λιμπάνειν*, *τυγχάνειν* gewinnen? Aber eine nähere Beziehung dieser Präsensformen zu den Aoristen liegt nicht vor. Oder sollen wir beide Bildungen gänzlich von einander trennen und neben *λειπ*, *τευχ* selbständige Wurzeln *λιμπ*, *τυγχ* ansetzen? Aber die Präsenserweiterung mit nasaler Silbe ist allem Anschein nach ebenso primitiv wie die diphthongische, und es ist so gut wie unmöglich, die Formen mit Nasalen und die mit Diphthongen völlig von einander und von den kurzvocalischen zu trennen.

Wir berühren noch einen andern Punkt. Seit Brugmann im neunten Bande meiner Studien seine Abhandlung über Nasalis sonans veröffentlichte, ist über diesen Laut und sein Vorhandensein in der indogermanischen Grundsprache in verschiedenem Sinne geurtheilt worden. Am wenigsten Anklang hat dieser Laut in Italien gefunden. Die Italiener sind durch ihre vocalreiche Sprache zu sehr verwöhnt, um an Formen wie *padn̥s*, *dn̥sús* (*δασύς*), *n̥smjam* (*ἡμῖν*) Gefallen zu finden. Die Aufstellung solcher Laute als Grundlaute des Urindogermanischen war in der That das gerade Gegentheil der früheren Meinungen über den Klang dieser Sprache. Man stellte sich allgemein diese ältesten Sprachperioden als besonders volltönend und reich an Vocalen vor, nach Art des Gotischen und des Althochdeutschen, und hielt jenes vocalische *n* und *m* für ein Product später Zeiten nach Art des Neuhochdeutschen. Dennoch ist einzuräumen, dass jene Abhandlung Brugmann's

der Wissenschaft eine höchst wichtige Anregung gegeben hat, und dass der Kern jener Behauptung kaum anfechtbar ist. Brugmann's Auffassung geht von der Thatsache aus, dass eine gewisse Anzahl von Formen, für welche man in der Grundsprache *ans* voraussetzen zu müssen glaubte, sich von einer andern Gruppe solcher Formen, in denen man ebenfalls *ans* annahm, unterscheidet, und zwar am deutlichsten im Sanskrit. Der Acc. Pl. des Stammes *vṛka* (Wolf) lautete nach der unbestrittenen Annahme aller Sprachforscher ursprünglich **vṛkans*, im Sanskrit aber *vṛkān*, während die vorausgesetzte Grundform *padans* (*πόδας*) im Sanskrit zu *padas* wird. Brugmann schliesst daraus, dass die Laute beider Formen von Haus aus verschieden gelautet haben müssen, dass es also falsch sei, für beide Ausgänge in der Ursprache den gleichen Laut anzunehmen. In dieser Negation stimme ich ihm durchaus bei. Aber eine andre Frage ist die nach der Position. Was für einen Laut sollen wir in dem zweiten Falle als ursprachlich voraussetzen? Schon eine Reihe von Jahren vorher hatten die Sprachforscher ihr Augenmerk auf die silbenbildenden Liquidä und Nasale gerichtet. Miklosich in seiner Einleitung zu der vergl. Grammatik der slaw. Sprachen II S. VII f. (1875) hatte mit durchschlagenden Gründen, wenn auch nicht das silbenbildende *n* und *m*, so doch silbenbildendes *r* und *l* nach Art einiger slawischer Sprachen als etwas uraltes erwiesen. Sievers hatte darauf den Ausdruck *n sonans* erfunden, und es mochte wohl etwas verlockendes haben, diesem kaum in die Reihe der Lautwesen aufgenommenen Neuling sogleich den hohen Adel eines indogermanischen Urlautes zu ertheilen, wie dies von Brugmann unter vielfacher Zustimmung geschehen ist. Brugmann selbst sagt uns S. 304 der erwähnten Abhandlung, er habe früher den entsprechenden Laut als einen „irrationalen Vocal + *n*" aufgefasst. In demselben Sinne bezeichnete Joh. Schmidt eine Zeit lang die ebenerwähnte Accusativendung consonantischer Stämme mit *ᵃns* und die Endung der

dritten Person Plur. mit *ᵃnti* und *ᵃnt*, bis auch er sich dem *n sonans* anbequemte. Es scheint mir erwägenswerth, ob nicht jene ältere Bezeichnung den Vorzug vor der späteren verdient. Erwiesen ist doch nur dies, dass an dieser Stelle ursprünglich ein minimal vocalischer Laut, welchem *ns* und *nt* folgte, vorhanden war. Womit man beweisen will, dass dieser Vocal dem *n* inhärirte, wie dies bei dem *n sonans* der Fall ist, sehe ich nicht ein. Für das Griechische können wir die Thatsache nicht leugnen, dass ein *ν* vor *σ* verklingt, auch ohne dass jedesmal Ersatzdehnung sich geltend macht. Wie will man anders die Form der Präposition *ἐς* neben *εἰς* erklären, wie anders *ἔσω* neben ionischem *εἴσω*? Nur durch künstliche Voraussetzungen hat man Dative wie *δαίμοσι*, *μνήμοσι*, *ποιμέσι* anders zu erklären versucht. Brugmann, indem er solche Versuche macht, übersieht Formen von der Art der dorischen Accusative Pluralis *ἵππος*, *χῶρᾰς*, mit kurzem Vocal, bei denen der Ausfall eines *ν* unabweisbar ist. Dieselbe Verdrängung eines *ν* haben wir in Formen wie *φᾰσις*, *βᾰσις*, *τᾰσις*. Einzelne griechische Dialekte gehen in dieser Verdrängung des Nasals noch weiter, besonders das Kyprische in Formen wie *atirijatan* = *ἀνδριάντα*, *ati* = *ἀντί*, *pepameron* = *πεμπαμέρων*. Auch im Sanskrit steht nicht blos dem angenommenen *n sonans* ein *a* ohne Nasal gegenüber, z. B. im Locativ Pluralis *rāǵasu*, sondern ebenso auch der Silbe *in* ein blosses *i* vor demselben Consonanten, z. B. *balishu*, Dat. Pl. vom St. *balin* (stark). Die Ausstossung eines *n* nach jenem von uns angenommenen irrationalen *a* ohne Ersatzdehnung ist nicht immer gemeingriechisch, wie die Freunde des *n sonans* behaupten, sondern in zahlreichen Fällen Eigenthum der einzelnen Dialekte. Die Argiver und ein Theil der Kreter bewahrten *νς* am längsten, z. B. in *ἐνς*, *μέλανς*, im kretischen *ἐπιβαλλόντανς*, welches letztere für eine Analogiebildung auszugeben, wie wir oben S. 52 f. sahen, kein Grund vorliegt, gortynisch: *καταθένς* = *καταθείς*. Die unmittelbaren Nach-

folger dieser Gebilde, deren Nasal wohl schwerlich noch einen ganz vollen Klang hatte, waren die zuerst von Ahrens (de dial. dor. p. 173) richtig gedeuteten kurzvocalischen Ausgänge im dorischen *πρᾰξᾰς*, *Αἶᾰς*, *μέλᾰς*, *Μᾰλόες*. Das Verschwinden des Nasals erklärt sich am leichtesten bei jenem *α*, das, wenn wir es als ein irrationales auffassen, wohl nicht im Stande war, dem Nasal als Stütze zu dienen, und das eben deshalb auch nicht durch Ersatzdehnung zu einer Länge zu werden vermochte. Fasst man diese Erscheinung so auf, wie wir es eben versuchten, so ist auf keinen Fall der mindeste Grund vorhanden, jenen nicht eben angenehmen Brummton dem Griechischen selbst aufzudrängen, also z. B. Formen wie *ποδ̥ᵯ* (*πόδα*) oder *β̥ᵯjω* (*βαίνω*) oder *δ̥ᵰσύς* (*δασύς*) als griechische Wörter vorzuführen. Selbst wenn man das *n sonans* für die Ursprache zugeben wollte, wäre es ein Fehler, seine Existenz auch für die griechische Sprache zu behaupten. Man könnte ebenso gut *Ϝl̥qος* als ältere Form für *λύκος* annehmen. Das *n sonans* hat meines Erachtens für das Griechische höchstens als sprachhistorische Hieroglyphe oder, was davon nicht sehr verschieden ist, als algebraisches Zeichen, eine Art von Berechtigung. Aber verkennen wir nicht, dass mit der Aufstellung dieses Lautes zugleich ein wirkliches Factum der Sprachgeschichte zu Tage trat, das wir dankbar annehmen wollen.

Auch andre Lautgruppen sind zu Tage gefördert, mit deren Sprechbarkeit es misslich bestellt ist. Dieser Vorgang ist nicht neu. Schon längst versuchte man Grundformen für schwierige und mannichfaltige Gebilde der Einzelsprachen dadurch zu gewinnen, dass man unklar intonirte, schwer sprechbare Lautgruppen ersann. So stellte Benfey eine Wurzel *ϑϜρῐ̆* auf. Weiter geht Joh. Schmidt, z. B. wenn er Ztschr. XXV S. 47 für das Zahlwort „vier“ die Grundform **πτϜαρ* oder **πτϜρα* heischte, um auf diese Weise der Einräumung auszuweichen, dass *τράπεζα* und *τρυφάλεια* im Anlaut die Silbe *τε*

verloren hätten. Wir glaubten oben S. 27 f. für den vereinzelten Abfall dieser Wörter einen, wie mich dünkt, sehr einfachen Erklärungsgrund zu finden. Allerdings beruht dieser Verlust nicht auf einem Lautgesetz, ebenso wenig wie das volksthümliche englische *bus* für *omnibus*, scheint mir aber doch, und ich hoffe nicht mir allein, viel glaublicher, als die Existenz jener angenommenen Grundformen, die für das Griechische unerhörte Lautgruppen enthalten. Es ist wahr, in verschiedenen Sprachen findet man bisweilen Lautgruppen, die uns im höchsten Grade befremden. Man muss daher mit dem Prädicat unmöglich vorsichtig sein; aber, wer kühne Gebilde der Art behauptet, thäte doch gut, das Volk oder den Stamm beizufügen, bei denen dergleichen vorkommt, auch wenn es etwa eine afrikanische Sprache wäre. Wie denn z. B. der in den letzten Jahren oft genannte König Mtesa ein trefflicher Beleg für die Möglichkeit eines *m sonans* vor einem Consonanten sein würde. Vielleicht erblüht aus den in Afrika vorbereiteten Ansiedlungen Deutscher auch der Sprachwissenschaft noch einmal unerwarteter Gewinn, ob auch der indogermanischen, ist freilich zweifelhaft.

IV.

Est quodam prodire tenus, si non datur ultra.

Unleugbar bringt man in neuerer Zeit den Untersuchungen über die Entstehung der ursprachlichen Formen ein viel grösseres Misstrauen entgegen als früher. Von manchen Seiten wird sogar mit einem gewissen Selbstbewusstsein die ars nesciendi gerühmt, mit welcher man jetzt Fragen behandle, die früher mit grosser Zuversicht in Angriff genommen wurden. Es genügt in dieser Beziehung auf Delbrück's Einleitung 2. Aufl. S. 57 und auf Joh. Schmidt Ztschr. XXIV S. 321 zu verweisen. Selbst der italienische Gelehrte d'Ovidio „d'un recente libro di Delbrück" S. 33, obwohl sonst mehrfach von den neueren Ansichten abweichend, äussert sich über diesen Punkt folgendermassen: „Codesto genere di speculazioni e di congettare sopra, quasi direi, le prime cellule della grammatica ariana lasciano sempre il lettore molto perplesso". Am weitesten geht Joh. Schmidt am erwähnten Orte, indem er es geradezu ablehnt, den „begrifflichen Werth" der an die sogenannten Wurzeln gefügten formativen Elemente zu erklären. Wie weit es möglich ist, ohne solche Untersuchungen, die man oft glottogonische genannt hat, besser aber als morphogonische bezeichnen wird, auszukommen, und welche Mittel wir besitzen, um auch auf diesem Gebiete wenigstens etwas zu erreichen, das wird uns nachher beschäftigen. Gleich hier aber mag bemerkt werden, dass jene Abneigung gegen die

letzten Analysen schon früher begonnen hat. Der Gegensatz zwischen Lassen und Bopp beruhte zum Theil hierauf. Ebenso das, was ich Grundz.[5] S. 35 ff. gegen Pott's Zerlegung der Wurzeln, speciell gegen die Annahme verstümmelter Präpositionen in ihrem Anlaut bemerkt habe. Auch verweise ich auf das, was ich in meiner Schrift „Zur Chronologie" 2. Aufl. S. 11 hervorgehoben habe, und erkenne überhaupt in diesem Zweifel einen gesunden Kern. Man ist aber, glaube ich, darin zu weit gegangen und hat unberechtigterweise Fragen die Thür gewiesen, die wenigstens theilweise zu Antworten führen, welchen wir, ohne ihre Schwierigkeiten zu verkennen, einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit nicht absprechen dürfen. Dass es jedem Forscher überlassen bleiben muss, sich für seine Thätigkeit das Feld auszusuchen, das ihm am meisten sympathisch ist, und Fragen abzulehnen, welche seiner Individualität weniger zusagen, ist selbstverständlich.

Wir beginnen mit einem Vorwurf, den man von verschiedenen Seiten dem bis vor kurzem allgemein geltenden Verfahren gemacht hat. Brugmann spricht Lit. Centralblatt 1884 S. 1027 von „dem alten Vorurtheil, als hätten die Wurzeln noch in nachursprachlicher Zeit ein selbstständiges Leben gehabt". Aehnlich drückt sich Delbrück a. a. O. aus: „Je eindringender die Vergleichung der indogermanischen Sprachen zu Werke gegangen ist, um so deutlicher ist der Satz geworden: Die Flexion war schon in der Ursprache abgeschlossen; in die Einzelsprachen sind nur fertige Wörter überliefert worden". Beide Urtheile beruhen, wie ich glaube, auf einem blossen Missverständniss. Ich wüsste nicht, wo jemand jenes Vorurtheil geltend gemacht hätte, das Brugmann mit Recht tadelt, und das, was Delbrück gegensätzlich ausspricht, ist, glaube ich, stets die Meinung aller urtheilsfähigen Forscher gewesen. Ich verweise in dieser Beziehung auf meine Schrift „Zur Chronologie der indog. Sprachforschung", welche sich gerade mit dem Versuche beschäftigt, nachzuweisen, wie in

langen Zeiträumen, die ich zu periodisiren bemüht bin, aus den Wurzeln nach und nach vielgegliederte Wörter wurden. Delbrück führt als Beispiel der von ihm getadelten falschen Analyse die griechische Futurform *δο-θη-σό-μεθα* an. Aber niemand hat meines Wissens je behauptet, dass an einen für sich bestehenden Stamm *δο-θη* eine für sich bestehende Endung *σο-μεθα* oder etwa vorerst die Silbe *-σο* und dann die Personalendung angetreten sei. Es ist wohl nie etwas andres behauptet worden, als dass für uns die Wurzeln so gut wie abgeleitete Stämme in den Wörtern stecken. Allerdings, dass die Wurzeln in den frühesten Zeiten der Sprachbildung selbstständige Wörter waren, ist meine Meinung, dies widerspricht aber durchaus nicht der Behauptung, dass die Sonderexistenz der Wurzeln in den der „Wurzelperiode“ nachfolgenden Perioden nicht mehr bestand.

Es handelt sich vielmehr, wenn wir von Wurzeln und Stämmen als von etwas bestehendem reden, um ein abkürzendes didaktisches Mittel, dessen sich alle Sprachforscher ohne Bedenken bedienen. Kaum jemand scheut sich, den Stamm *bhara* von *bhara-ti* aus *bhar* oder *bhṛ* entstehen zu lassen. Jeder bezeichnet von einer Form wie der Genitiv *pad-ás pad* als Stamm, *as* aber als Endung. Allerdings ist dies in gewissem Sinne eine sprachhistorische Behauptung in abgekürztem Verfahren. Wer sagt, im griechischen *ποδ-ός* sei die erste Silbe Stamm, die zweite Genitivendung, in *γέν-ος* sei *γεν* Stamm oder Wurzel, *ος* stammbildende Endung, der behauptet damit durchaus nicht, dass erst innerhalb des Griechischen der Lautcomplex *γεν* und die Silbe *ος* zu solcher Function sich verbunden hätten, selbst nicht wenn er der Kürze wegen sich so ausdrückt, die Silbe *ος* sei an die Stammsilben *ποδ* und *γεν* angetreten. Gemeint ist nur, dass die erste Silbe die Fortsetzung*) jener Stammsilbe war, die einst der ganzen

*) Mit „Fortsetzung“ bezeichne ich das, was die italienischen Ge-

Wortsippe gemeinsam angehörte, *ος* Fortsetzung oder Nachfolger des Suffixes, an das sich in dem einen Falle die Function des Genitivs, in dem andern Falle die der nominalen Stammbildung knüpft. Es würde zu einer unerträglichen Weitläufigkeit führen, wollte man etwa denkbaren Missverständnissen gegenüber dies jedesmal so umständlich, wie es hier geschehen ist, auseinandersetzen. Das kürzere Verfahren wird schon dadurch fast zur Nothwendigkeit, dass man ohne dasselbe eigentlich gar nicht von Stämmen, Suffixen, Präfixen reden könnte. Denn genau anzugeben, in welcher Lautgestalt ursprünglich ein Stamm mit einer Endung verbunden wurde, ist oft unmöglich. Beides, sowohl der Stamm wie die Endung, können möglicherweise in jener unendlich frühen Periode sich von den in irgend einer Sprache wirklich überlieferten Lauten ein wenig unterschieden haben. Es ist sehr denkbar, dass in jener frühesten Zeit das plus eines Lautes, möglicherweise auch ein minus vorhanden war. In mehreren Sprachen finden wir zum Beispiel für die zweite Person Sing. die Endung *si*, so im Sanskrit, im Griechischen und mit kleiner Lautveränderung im Kirchenslawischen. Daraus folgt durchaus nicht, dass diese Endung schon damals gerade so lautete, als sie sich zuerst mit dem Verbalstamme verband. So rechtfertigt es sich durchaus, dass wir auch für die indogermanische Ursprache von einer Endung *si* reden, obgleich diese Endung damals vielleicht *svi* oder *tvi* oder gar *tva* lautete, als sie zuerst ihre Verbindung mit einem Verbalstamme einging, ebenso aber auch für das Sanskrit und das Griechische, ohne dass man sich des mehrfach gerügten Denkfehlers dabei schuldig macht. Möglichkeiten solcher kleinen Irrthümer sind in der Sprachwissenschaft so oft möglich, dass man eigentlich immer im Gedanken sich vorbehalten könnte: „Insofern hier nicht ein

---

lehrten, wie mich dünkt sehr passend, *continuatore* nennen. Ein allgemein übliches Wort dafür ist in der deutschen Wissenschaft nicht vorhanden.

kleiner Irrthum sich eingeschlichen hat". Auch Astronomen pflegen ja die Möglichkeit kleiner Irrthümer mit in Rechnung zu bringen.

Der Behauptung Delbrück's, Einleitung 2. Aufl. S. 57: „Die Flexion war schon in der Ursprache abgeschlossen; in die Einzelsprachen sind nur fertige Wörter überliefert", wird, glaube ich, niemand in dieser Allgemeinheit widersprechen wollen und hat auch, so viel ich weiss, niemand je widersprochen. Ein Gegensatz der Richtungen ist hier gar nicht vorhanden. Freilich leugnet ja Delbrück selbst nicht, dass es vereinzelte jüngere Formen gibt, die nicht jener Urzeit angehören; wie er selbst die Passivformen des Griechischen als solche anführt und schwerlich bestreiten wird, dass die italisch-keltische Passivbildung ebenfalls als ein jüngerer Nachwuchs zu betrachten ist, der sich aber bis jetzt noch in tiefes Dunkel hüllt.

Der Ausspruch übrigens: „In die Einzelsprachen sind nur fertige Wörter überliefert worden", wird, so wahr er im grossen und ganzen ist, doch noch anderweitiger Einschränkung bedürfen. So dürfen wir nie vergessen, dass die sprachliche Fortpflanzung und Veränderung keine Unterbrechung erlitt, und dass es nie einen Zeitpunkt gab, in welchem irgend eine Sprache absolut fertig war. Es ragen vielmehr immer die Producte früherer Perioden in die späteren hinein. Der mit so grosser Vorliebe betonten Behauptung, dass die Producte gleicher Zeiten auf einander einwirken und sich associiren, lässt sich mit gleichem Rechte der weniger beachtete Satz gegenüberstellen, dass zwischen den ältesten und jüngsten Zeiten ein continuirliches Band besteht. So habe ich in meiner Schrift „Zur Chronologie" im Anschluss an die damals allein herrschende Meinung zu zeigen gesucht, dass die Vocativform eigentlich keine mit den übrigen Casus auf gleicher, sondern vielmehr eine auf früherer Stufe stehende, also gleichsam eine vorweltliche oder doch nur paläontologisch

begreifliche Form ist. Denn sie enthält den nackten Stamm des Nomens. Ebenso steht es mit dem Accusativ Nomin. Sing. eines grossen Theiles der Neutra, und ähnlich mit der vorherrschenden 2. Pers. Sing. des Imperativs thematischer Verba. Man wird also zugeben müssen, dass das alte in späteren Sprachperioden ebenso fortleben kann wie Sitten und Gebräuche eines Volkes oder Reste derselben, die nur als Producte früherer Culturperioden verständlich sind, bis in späte Zeiten sich erhalten.

Wenn wir nun fragen, in welcher Weise in späteren Zeiten zusammengesetzte, abgeleitete und flectirte Wörter und Wortformen wirklich entstehen, so trage ich kein Bedenken, dem Ausspruche Delbrück's im allgemeinen beizustimmen, ohne dass ich mir bewusst bin, mich jemals damit in Widerspruch befunden zu haben. Delbrück sagt a. a. O.: „Da Neubildungen in einer fertigen Sprache nicht mehr durch Zusammensetzung der constituirenden Elemente gebildet werden können, falls diese Elemente nicht selbst fertige Wörter sind, so können alle übrigen Neubildungen nur auf dem Wege der Analogiebildung zu Stande kommen. Neubildungen sind Nachbildungen". Das durchgehende Gesetz, dass das erste Glied eines nominalen Compositums und dass der Stamm zahlloser abgeleiteter Nominalformen den flexionslosen Stamm*) enthält oder jedenfalls von diesem ausgegangen ist, erklärt sich einfach auf diese Weise. Um uns die Sache durch einige Beispiele klar

*) Scherer sagt bei der Besprechung meiner „Chronologie" in voller Uebereinstimmung hiermit Z. Gesch. d. d. Sprache[2] 677: „Die Composita sind die älteste sprachliche Urkunde die wir besitzen". Auch dem stimme ich völlig bei, was S. 476 desselben Buches bemerkt wird: „Die Zusammensetzung als sprachliches Mittel beruht darauf, dass in der Epoche der blossen Juxtaposition materieller Wörter feste, stammhafte Verbindungen von solcher Macht und Bedeutung entstanden, dass sie beibehalten wurden, als jene Periode ihr Ende nahm, und dergestalt innerhalb einer Sprachentwicklung, die von ganz andern Mächten bewegt wird, das Vorbild und Muster für neue Formationen abgaben".

zu machen, so bildete sich jene Regel schon in der Periode vor entwickelter Nominalflexion. In dieser Zeit rückten einfache, damals noch unflectirte Themen, also z. B. sanskr. *dvi* und *pad*, zu dem Compositum *dvipad* (zweifüssig) zusammen. Ebenso *pāda* und *pā* (trinken) zu *pādapa* (pedibus bibens, Bezeichnung des Baumes). Den damals gebildeten Wörtern folgten im Laufe der Jahrhunderte zahllose andere nach demselben Typus. So erhielt sich dies Bildungsgesetz durch alle Zeiten und Völker, auch als längst diese nackten Stammformen ihre Sonderexistenz eingebüsst hatten. Griechische Stämme wie *δι-ποδ* (vgl. *ἐγχεσ-πάλος, κλυτό-πωλος*), lateinische wie *bi-ped* sind jenen Typen nachgebildete Formen. Dennoch können wir die ersten Glieder jener Composita mit vollem Rechte Stammformen nennen und demgemäss lehren, der Stamm *δι* sei mit dem Stamme *ποδ* zusammengesetzt u. s. w. Natürlich sind aber die einzelnen Composita dieser Art nach demselben Typus zu sehr verschiedenen Zeiten aus ganz verschiedenen Elementen gebildet. Die meisten Composita gehören also zwar ihrem Wortgehalte nach den Einzelsprachen, aber ihrem Typus nach einer proethnischen Zeit an. Der Fall ist selten, dass wir ganz dieselben Elemente zu gleicher Bedeutung in verschiedenen Sprachen verbunden finden, wie dies z. B. in dem erwähnten Sanskritwort *dvi-pad*, griechisch *δι-ποδ*, lat. *bi-ped*, umbr. *du-purs* der Fall ist. Bei solchen Wörtern besteht zwar die Möglichkeit, dass sie schon in der Ursprache als Composita vorhanden waren, und Fick hat sie in seinem indogermanischen Wörterbuch wirklich als solche oder doch als mehreren Sprachgebieten von allem Anfang an gemeinsame aufgeführt. Mit Sicherheit aber lässt sich aus dem Vorkommen solcher Composita, der so benannten *bahu-vrīhi's*, in den verschiedensten Sprachen unseres Stammes nur dies schliessen, dass diese Form der Zusammensetzung schon in der Grundsprache vorhanden war. Ob dieser Typus auch schon für Composita mit dem zweiten Zahlwort damals bestand, was

wahrscheinlich ist, und ob gerade in der Verbindung mit dem Stamme *pad*, ist nicht zu entscheiden. Es kann blosser Zufall sein, dass gerade in mehreren Sprachen dieselben Elemente zu einem ganzen verbunden wurden.

Wir werden durch diese Erwägungen wieder auf eine Frage zurückgeführt, die uns schon einmal S. 55 beschäftigte, nämlich die, wie weit bei den sprechenden ein Bewusstsein von den Stämmen und Endungen vorauszusetzen sei. Wir konnten uns nicht davon überzeugen, dass ein solches bis in späte Zeiten fortgedauert habe und dass der Unterschied zwischen den stammhaften und den angebildeten Elementen jemals ein völlig deutlicher, ja auch nur „gefühlter" oder „empfundener" gewesen sei. Freilich mag in dieser Beziehung, also in Bezug auf den Grad, in welchem ein Volk sich seines Sprachbaues bewusst ist, zwischen den verschiedenen Sprachen und Sprachperioden zu unterscheiden sein. Es ist kaum Zufall, dass die Inder zuerst von allen Völkern unseres Stammes zu einem deutlichen Bewusstsein des Wurzel- und Stammbegriffs gelangten. Die grosse Durchsichtigkeit ihres Sprachbaues, die auf der getreuen Erhaltung und der gleichmässigen Umbildung des alten Sprachgutes beruht, erleichterte ihnen dies wesentlich. Für Sprachen wie das Griechische und Lateinische, vielleicht auch für andere, wird in der Regel wenigstens das Gefühl bewahrt sein, dass die Bestandtheile der zusammengesetzten Wörter in mehr oder weniger gleicher Gestalt auch einzeln im Gebrauche waren, dass also z. B. die Stammsilbe in *δίς*, *δύο* dieselbe ist wie in *δίπους*, während das Verhältniss von *bis* zu *duo* schon nicht so klar zu Tage liegt. Da Composita vorzugsweise der Dichtersprache angehören, so erhielt sich hier der uralte Typus sicherlich dadurch, dass dem Dichter Bildungen früherer Zeiten im Gedächtniss schwebten, denen er mehr oder weniger unwillkürlich neue Wörter schöpferisch nachbildete. So hatte gewiss der Dichter ein besonders lebendiges Gefühl für das, was das uralte Sprach-

gesetz und die allmählich und leise sich umwandelnde Sprachsitte gestattete oder forderte. Aber über ein dunkles Gefühl für das, was die Sitte forderte, kam man schwerlich hinaus.

Schwieriger als bei den Compositis war die Festhaltung des Zusammenhanges der jüngeren Bildung mit der älteren schon bei den abgeleiteten Wörtern. Dass *δίκαιος* zu *δίκη* gehörte, empfand wohl jeder Grieche. Aber davon, dass das *α* des Adjectivs den Schluss des primitiven Stammes bildete, hatte er kaum eine Empfindung, zumal der ionische Grieche, der im Nominativ des Stammwortes *η*, in dem abgeleiteten Adjectiv *α* sprach. Dass *λογικός* von *λόγος* stamme oder, wie die Grammatiker zu sagen pflegen, ihm zur Seite stehe (*τὸ λογικὸς παρὰ τὸ λόγος*), wusste jeder, aber wie es sich mit dem *ι* in dem Adjectiv, ebenso mit dem von *ψυχικός* u. a. verhielt, darüber grübelte kaum ein einziger.

Von einer Endung *ος* oder *ες* in Stämmen wie *ἕδος* oder besser *ἑδες* hatten die Griechen sicherlich keine Ahnung, während wir den Indern das Bewusstsein von dem entsprechenden Stamme *sadas*, der durch alle Casusformen geht, vielleicht nicht absprechen dürfen. Dennoch erhielt sich in homerischen Formen wie *σακεςφόρος*, *ἐπεςβόλος*, *ὄχεσφι*, ja sogar im gemeingriechischen *σαφέστερος* in blinder Fortpflanzung des ursprünglichen das uralte Sigma, während die späteren Griechen, durch den Nominativ auf *ος* verführt und durch die Analogie der überaus geläufigen O-Flexion zu Bildungen wie *ξιφοκτόνος* abirrten und auf diese Weise ein höchst mannichfaltiges Bild in den mit *ες*-Stämmen zusammenhängenden Wörtern liefern. Robert Schröter in seiner Leipziger Doctordissertation (1883) „quas formas themata sigmatica in vocibus compositis induant“ hat dies gut behandelt. Es ist keine Frage, dass an den zusammengesetzten Wörtern das Verhältniss zwischen einem uralten, über die Enstehung der Flexion hinausgehenden Typus und einem reichen, mannichfaltigen Nachwuchs besonders leicht deutlich zu machen ist.

Die nominalen Composita werfen aber auch Licht auf Verbalformen, in denen ebenfalls bis vor kurzem ohne Widerspruch Composita erkannt wurden. Jetzt behauptet man das Gegentheil. Aber wer mit Bopp und Schleicher in einem Aorist wie sanskr. *adiksham* = ἔδειξα eine Vereinigung der Verbalwurzel *dik̦* (δικ) mit einer Form des Verbum substantivum erblickt, verstösst nicht im allermindesten gegen die von uns zugestandene Thatsache, dass Wurzeln und Stämme in nachursprachlicher Zeit kein gesondertes Dasein führen. Freilich geht dieser Typus auf eine Zeit zurück, da es einen Stamm *dik̦* gab, welcher auch nominale Bedeutung haben konnte und ein Casuszeichen ebenso wenig annahm, wie etwa der Stamm sanskr. *kara* im ersten Gliede eines Compositums. In beiden Fällen war der Typus ein ursprachlicher. Wurzeln ohne weitere Anfügungen in der Bedeutung eines activen Particips kommen ja im Sanskrit noch so häufig vor (z. B. *dharma-vid*, recht-wissend), dass bei den Indern von solcher Anwendung der Wurzeln sich sogar vielleicht ein Bewusstsein erhalten haben wird. Die Annahme also, dass eine solche Wurzel in nominaler Bedeutung sich mit einer Form des Verbum substantivum verbunden haben sollte, ist nichts weniger als widersinnig.

Ein Compositum wie *a-dik-sha-m* erkläre ich mit Bopp so, dass ich die Wurzel im Sinne des activen Participiums *dicens* (genauer *monstrans*), das ganze also als *tum dicens eram* fasse. Die Form hat dann ihren Nachfolger in der Futurbildung *dātā-smi* (*dator sum*), die wegen der mit einer stammbildenden Endung versehenen Form einer jüngeren Periode angehört. Scherer Zur Gesch. der d. Spr.[2] S. 475 fasst die Wurzel als abstractes Substantiv, das als inneres Object vom Verbum substantivum in ähnlicher Weise, aber ohne Casusendung abhängt, wie im Sanskrit *k̓hōrajām āsa*, gleichsam **furtum fui*, ein abstractes Substantiv mit Accusativendung von diesem Verbum regiert wird. Beide Erklärungen sind

offenbar möglich. Dass, wenn man Scherer's Ansicht zustimmt, allerdings einige Folgerungen, welche ich auf die Existenz der ursprachlichen Form stützte, in Wegfall kommen, habe ich schon in der zweiten Auflage der Chronologie S. 55 eingeräumt. Ich bemerke dies hier noch einmal mit Bezug auf die freundlichen Worte, die Scherer an mich richtet. Dagegen beharre ich bei der Behauptung, dass solche Zusammensetzungen mit dem Verbum *sein* jünger sind, als alle einfachen Bildungen. Denn sie setzen für ihre Entstehung die Abschwächung eines Verbums von sinnlicher Bedeutung zu dem Verbum substantivum voraus („Chronologie"[2] 68 ff.).

Nach diesem Typus konnten dann später gerade so gut zahlreiche andere gebildet werden, wie wir dies bei den Nominalcompositis annahmen. Hier mag allerdings sehr früh schon jedes Gefühl für den Ursprung der Form verloren gegangen sein. Trotz aller Versuche ist jedenfalls eine andere Erklärung dieser Formen nicht gefunden worden und ich sehe durchaus keinen Grund, von ihr abzuweichen.

Etwas anderes ist es mit solchen, lange Zeit nach demselben Princip gedeuteten Formen, wie die lateinischen Perfecta auf *ui* und *vi*, z. B. *al-ui*, *ama-vi*, aber auch mit den Imperfecten auf *bam.* Da durchaus nicht nachgewiesen werden kann, dass dieser Typus mit der W. *bhū*, lat. *fu* ein ursprachlicher ist, da er vielmehr den italischen Sprachen eigenthümlich bleibt, so ist mir für diese Formen jetzt eine andere Deutung wahrscheinlicher, deren Erörterung ich mir für eine andere Gelegenheit vorbehalte.

Schliesslich mag noch darauf hingewiesen werden, dass gerade der Satz: „Die Flexion war im wesentlichen schon in der Urzeit abgeschlossen", worin ich mit Delbrück übereinstimme, gegen manche Versuche spricht, die in neuerer Zeit häufiger geworden sind, nämlich gegen die, nachzuweisen, dass an fertige Formen auf dem Boden der Einzelsprachen später Partikeln, ja sogar vereinzelte Laute, zum Theil aus blosser

Analogiebildung, angefügt worden seien, wie dies z. B. für das S. 26 besprochene·*οὕτως* und für Formen wie *φέρεις* behauptet ist.

Wir kehren nun wieder zu dem zurück, was S. 130 berührt ward, zu der Abneigung gegen die morphogonischen Untersuchungen. Trotz dieser Abneigung bringt gleich das erste Heft von Osthoff-Brugmann's morphologischen Untersuchungen eine ganze Reihe von Artikeln morphogonischen Inhalts. Auf die Fragen selbst einzugehen, ist hier nicht unsere Aufgabe. Ich habe dem, was Verbum I[2] erörtert ist, nichts wesentliches hinzuzufügen. Hier mache ich nur darauf aufmerksam, wie selbst denen, welche solche Forschungen im Princip ablehnen, ein völliges Vermeiden derselben in der Praxis unmöglich ist. Ich hebe aus dem Inhalte jenes Heftes nur eine Frage hervor.

Eine Untersuchung morphogonischer Art ist die über die Imperativformen auf sanskr. *tāt*, griech. *τω*, lat. *to*. In Bezug auf die Thatsachen verweise ich auf Whitney Sanskritgr. § 570 und mein Verbum II[2] 57. Wir müssen hierbei etwas länger verweilen. Scherer hatte zuerst (Z. Gesch. d. d. Spr. 2. Aufl. 340) ausgesprochen: „Ich sehe darin (in der Endung *tāt*) ein ablativisches Adverbium vom Part. perf. pass. auf *ta*". „Unser *aufgemerkt! achtgegeben!* fällt jedem ein". Mit dieser Erklärung stimmt Brugmann Morphol. Unters. I, 166 ff. überein. Wesentliche Gründe dagegen scheinen mir folgende. In Betreff des Ablativs scheint Brugmann selbst Zweifel gehabt zu haben, indem er sagt: „Diese Frage lassen wir auf sich beruhen". Ablativische Form tragen unstreitig viele Adverbien an sich, wie bekanntlich die griechischen auf -*ω* oder -*ως* und die lateinischen auf -*ō(d)*. Nach Analogie von *καλῶς*, *rarō* liesse sich also auch wohl ein *datō*, *vivitō* als Casusform denken. Dennoch nahm Delbrück Einl.[1] S. 97 Anstoss an solchen Ablativformen, die schon in ursprachlicher Zeit in ad-

verbieller Bedeutung sich festgesetzt haben müssten. In der 2. Auflage S. 98 neigt er sich der neueren Deutung Thurneysen's zu, auf die wir zurückkommen.

Viel bedenklicher aber als die Casusform ist die Bildung dieser angeblichen Verbaladjectiva. Zwar, in Verben der unthematischen Conjugation stimmt das Verbaladjectiv zum Theil zu den Imperativformen. *ἰτός* steht — von der Betonung abgesehen — dem *ἴτω*, *θετός* dem *θέτω*, *φατός* dem *φάτω* nahe. Ueberall dagegen, wo der Präsensstamm sich vom Verbalstamm unterscheidet, gehen die beiden Formen ganz auseinander: *λεκτός* und *λεγέτω*, *δεικτός* und *δεικνύτω*. Ebenso erweist sich sanskr. *ǵīvatāt* = lat. *vivito* durch den Vocal der zweiten Silbe als der Präsensgruppe angehörig, mit welcher das Verbaladjectiv gar nichts zu thun hat. Wer dennoch diese beiden zusammenbringen wollte, müsste die Imperative schon als Analogiebildungen nach einigen wenigen kürzeren Formen auffassen, was schwer zu erhärten sein würde. Bisher hat man auf diesen Unterschied gar nicht geachtet.

Noch mehr hinkt die Vergleichung mit dem deutschen „*aufgepasst!*" Dergleichen imperativische Ausrufe sind, denke ich, Passivparticipien in der Form des Ausrufes. Sie kommen übrigens, wie Kenner der deutschen Sprachgeschichte versichern, erst im Zeitalter der Reformation vor, setzen also die Verwendung dieser Participien in ausschliesslich passivischer Bedeutung als etwas unbedingt feststehendes voraus. Kein „*aufgepasst!*" ohne ein „*es wird aufgepasst*", „*es werde aufgepasst*", „*es ist aufgepasst worden*", „*er hat aufgepasst*", etwa wie lateinisch *rectē*, *tacitē* ein *rectus*, *tacitus* in bestimmt ausgeprägter Bedeutung voraussetzt. Aber welches Recht haben wir, für sanskr. *ǵīvatāt* und lat. *vivitō* ein Verbaladjectiv **ǵivatas*, **vivitus* in der Bedeutung „gelebt" vorauszusetzen, wie wir es nach jener Erklärung thun müssten? *venito* hiesse nach eben dieser Erklärung „*gekommen!*" im Sinne von „*es*

werde gekommen!", "*man komme!*", also in jener neutralen Anwendung des Passivs, die wohl nur im Lateinischen, z. B. *vivitur recte*, häufiger ist. Im Sanskrit und Griechischen haben die fraglichen Verbaladjectiva durchaus nicht ausschliesslich passivische Bedeutung, z. B. sanskr. *gatás* = griech. *βατός*, *patitás* (gefallen), *μενετός*, *ῥυτός*, *θνητός*. Wir haben also, denke ich, kein Recht, jene für die erwähnte Erklärung nothwendige passivische Bedeutung als ursprachlich vorauszusetzen.

Dazu kommt noch ein andrer Bedeutungsunterschied. Solche Zurufe wie "*aufgemerkt!*" sind Commandoworte nach Art des militärischen "*Achtung!*", "*Augen rechts!*", die wie jedes Commando augenblickliche Ausführung heischen. Die entsprechenden lateinischen Imperative auf *to* dagegen, von den Alten imperativi futuri genannt, in Gesetzesformeln vorzugsweise gebraucht, sind auf alles eher als auf unmittelbare Ausführung berechnet. Zu dieser Beziehung auf die Zukunft hat Delbrück syntakt. Forsch. III, 5 Anklänge in den Veden gefunden, wonach wir vermuthen dürfen, dass schon vor der Sprachtrennung ein solcher Gebrauch vorhanden war. Ist dies richtig, so tritt eine neue bedeutende Verschiedenheit zwischen den fraglichen Formen und den deutschen Ausrufungen hervor.

So wird es begreiflich, dass jene Herleitung der Imperative aus Verbaladjectiven, nachdem sie 15 Jahre (1868—1883) sich behauptet hat, vielfach wiederholt ist und sogar von einer Seite zur Aufnahme in die Schulgrammatik empfohlen war, jetzt zurücktritt und einer andern weicht, der von Thurneysen (Ztschr. XXVII, 179), dem freilich schon Gaedicke "über den Accusativ im Veda" S. 225 vorausgegangen war. Beide Gelehrte führen die Endung *tāt* auf den Ablativ des Pronominalstammes *ta* zurück, in der Bedeutung "von da an". Dieser adverbiale Ablativ, meinen sie, sei schon in der Ursprache an die Form der 2. Sing. kürzerer Bildung angefügt, also z. B. *bharatāt* in dieser Weise aus *bhara* = *fer(e)* entstanden. Wollten wir

auch semasiologische Zweifel an dieser Erklärung unterdrücken, so bleibt doch ein auch von Thurneysen nicht ganz übersehenes, für mich aber unüberwindliches Bedenken, dies, dass *bharatāt*, *φερέτω*, *ferto* nicht blos die 2. Pers. Sing. bezeichnet, sondern auch, nach Whitney § 570 etwa ein Dutzend Mal, die 3. Pers. Sing. und ausserdem ein einziges Mal die 1. Sing. und mehrmals die 2. Plur. Unmöglich können doch diese Formen in dieser Anwendung aus der 2. Sing. gebildet sein, und *bhara-* hier für etwas anderes als in der 2. Sing., nämlich für den mit dem thematischen Vocal behafteten Stamm zu halten, ist wenig glaublich.

Da sich den neuen Erklärungen so viele Schwierigkeiten entgegenstellen, so lohnt es sich wohl, zu fragen, ob denn die ältere Ansicht, wonach das Suffix *-tāt* mit den übrigen Personalsuffixen zusammengehört, so ganz und gar verwerflich sei. Die Gegner dieser älteren Ansicht bringen es gar nicht in Rechnung, dass die Silbe *ta*, welche doch ohne Zweifel in *tāt* stecken kann, auch anderswo sowohl die zweite, wie die dritte Person bezeichnet. Wir finden sie einerseits in der 2. Person Plur. *-ta*, griech. *-τε*, lat. *-tis*, in der 2. Pers. Dual. *-tam*, griech. *-τον*, andrerseits in der 3. Dual. *-tam*, griech. *-τον*, *-tām*, griech. *-την* und in dem *-ται* der 3. Sing. Med., dem entsprechenden *-ta* der Secundärformen und den dazu gehörigen Pluralen auf *-ntai* und *-nta*. Die Imperativendung *-tāt* theilt also die personale Indifferenz jenes *-ta* in den verschiedenen erwähnten Anwendungen. Wer, wie ich, daran festhält, dass die Silbe *ta* für die 2. Person dem Pronominalstamme *tva* entstammt, in der 3. Person aber den ungeschwächten Pronominalstamm *ta* der 3. Sing. darstellt, der kann sich über die gleiche Doppelverwendung im Imperativ nicht wundern, wobei freilich die weitere Erklärung der Form *-tāt* eine Frage für sich bleibt, auf welche eine definitive und durchaus befriedigende Antwort gegeben zu haben ich mir nicht anmasse. Ein unbedingtes Hinderniss wäre nur die Anwendung des Suf-

fixes *-tāt* auf die erste Person Sing.: Atharva Veda *ǵāgṛ-tād aham* (wachen soll ich), die indess nach Whitney nur einmal vorkommt, aber nach Scherer und Thurneysen weiss ich sie ebenso wenig zu verstehen. Ob in dieser ganz vereinzelten Form an eine Uebertragung aus der dritten Person oder an eine kühne Construction zu denken ist, mögen andere entscheiden.

Die wiederholte Rückkehr zu denselben Problemen mit verschiedener Entscheidung zeigt zweierlei; einmal, dass Joh. Schmidt's Ansicht über das verfehlte jedes Versuches, dem begrifflichen Werthe von Suffixen nachzuspüren, nicht von allen jetzigen Forschern getheilt wird. Trotz der Schwierigkeiten, die für manche einzelne Bildungen nicht gering sind, kehren Fragen der Art immer wieder. Ohne Eingehen in solche Fragen ist eine Klarheit über den Entwickelungsgang der Sprache und über die richtigen Ausgangspunkte für zahlreiche Specialfragen nicht zu erreichen, und es ist besser, bei solchen Versuchen zu irren als gar nicht darüber nachzudenken. Zweitens aber erkennen wir, dass bei Streifzügen in so dunkle Regionen mit grosser Behutsamkeit und Zurückhaltung vorzugehen ist. Apodiktische Behauptungen sind hier nicht am Platze.

Freilich hat man wohl gesagt, es fehle bei diesen morphogonischen Untersuchungen an Mitteln für sichere Erkenntniss. Mich dünkt, man sollte überhaupt auf diesem Gebiete öfter nach dem wahrscheinlichen fragen und sich der Worte „unmöglich" und „muss" seltner bedienen. Wie oft befinden wir uns in unserer Wissenschaft in derselben Lage! Das sehr reichhaltige und anregende Buch von Otto Schrader „Sprachvergleichung und Urgeschichte" Jena 1883 wird niemand, der es gelesen hat, ohne das bittere Gefühl grosser Unsicherheit aus der Hand legen. Und dennoch ist es höchst verdienstlich, einerseits durch eine gesunde Skepsis gegen

viele allzu kühne und vorschnelle Behauptungen, andrerseits durch die Befestigung eines kleineren Kreises von Aufstellungen, die sich jenen Zweifeln gegenüber bewähren.

Noch dunkler sind die Fragen nach der Art, wie die verwandten Sprachen sich von einem Centrum aus verbreiteten. Gewiss überschreitet Joh. Schmidt's Theorie über diesen Punkt ebenso gut die Grenze des streng erschliessbaren, wie so manche morphogonische Untersuchungen, die dieser Gelehrte gänzlich zurückweist. Glücklicherweise hat Leskien in Bezug auf die Spaltung der Sprachen und Völker die Forschung wieder in eine festere Bahn gelenkt, wobei das Band zwischen den sprechenden Völkern und den Sprachen selbst richtig gewahrt wird. Ich verweise in dieser Beziehung auf meine Grundzüge 5. Aufl. S. 85 ff. In allen solchen Fragen ist zuzugeben, dass sie bis an die äusserste Grenze des erkennbaren führen, und dennoch sind sie alle unabweisbar. Ich gebe übrigens gern zu, dass man früher vielfach zu positive Behauptungen und mit zu grosser Selbstzufriedenheit aufgestellt hat. Ich glaube namentlich, dass Schleicher, dessen hohe Verdienste niemand freudiger anerkennen kann als ich, der ich das Glück hatte, einige Jahre lang mit ihm in regstem wissenschaftlichen Austausch zu stehen, durch eine allzu weit gehende Entschiedenheit in seinen Behauptungen und durch den allzu dogmatischen Ton seiner Lehren manches für weite Kreise als fest und abgeschlossen hingestellt hat, wofür eine weniger apodiktische Behandlung am Platze gewesen wäre. Freilich hatte dies den Vortheil, dass alles, was er lehrte, mit sonnenheller Klarheit grösseren Kreisen vorgeführt ward und einige Jahrzehnte lang die leicht fassbare Meinung aller derer blieb, welche überhaupt für solche Forschungen Sinn hatten. Die allzu entschiedene Behauptung forderte aber mit der Zeit den Zweifel und entgegengesetzte Versuche heraus. In dieser Periode des Gegensatzes gegen das, was längere Zeit gegolten hatte, befinden wir uns jetzt. Aber es ist mir

sehr zweifelhaft, ob wir auf dem Wege einer übertriebenen Skepsis einerseits und eines mir noch viel weniger begreiflichen Vertrauens zu verschiedenen neu aufgestellten Satzungen andrerseits festere Grundlagen gewinnen werden.

Man hat behauptet, jeder Versuch einer Analyse der ursprachlichen Formen scheitere schon daran, dass uns von den Lautgesetzen der Ursprache nichts bekannt sei. Ich erinnere mich, besonders bei französischen Gelehrten diesem Einwand begegnet zu sein. Den Mangel an Lautgesetzen für die Periode, in der die Formen der Ursprache sich erst bildeten, muss man natürlich zugeben, und es wäre besser gewesen, wenn man von Anfang an sich dieses Unterschiedes zwischen jener frühesten Zeit und den späteren bewusst gewesen wäre und ihn geltend gemacht hätte. Der Grad der Wahrscheinlichkeit für die Behauptung, dass sanskr. *bháranti*, dor. *φέροντι*, ion. *φέρουσι*, lat. *ferunt* in der einen vorangestellten Form ihre Grundform finden, dass griech. *τείνω* und got. *thanja* von Haus aus gleich sind, ist allerdings ein viel grösserer als der, dass die Personalendung *si* oder *s* von sanskr. *bhárasi*, griech. *φέρεις* aus dem Pronominalstamme *tva* hervorgegangen ist. Aber steht es besser mit zahlreichen Analogiebildungen, die man angenommen hat? Wir sahen oben, dass vielen Behauptungen der Art manches entgegensteht. Lautgesetze aber gelten nach allgemeiner Annahme für örtlich und zeitlich begrenzt. Die Thatsache also, dass wir einen bestimmten Lautübergang für eine historisch bezeugte Periode der Sprache nicht nachzuweisen vermögen, schliesst keineswegs die Möglichkeit aus, dass ein solcher Uebergang in einer noch früheren Zeit dennoch stattfand. Der Mangel an Kenntniss ursprachlicher Lautgesetze macht natürlich dies ganze Forschungsgebiet zu einem viel schlüpfrigeren, als dasjenige der späteren Sprachperioden. Um zur Wahrscheinlichkeit durchzudringen, müssen hier andre Erkenntnissmittel besonders schlagender Art vorliegen. Wenn dabei die behaupteten Lautveränderungen auf so kleine und

leichte Modificationen hinauslaufen, wie die, dass *t* vor *v* sich assibilirte, oder dass ein ursprachliches, aller Wahrscheinlichkeit nach unbetontes *a* sich zu *i* schwächte, so kann man darin eine besondere Kühnheit nicht erkennen. Brugmann erklärt mit andern Forschern die früher allgemein verbreitete Annahme, *φέρω* habe, verglichen mit dem sanskr. *bhárā-mi*, die Endsilbe eingebüsst, für „unmöglich“. Aber wenn wir von den lautlichen Gewohnheiten der Ursprache überhaupt wenig wissen, so folgt daraus doch nicht, dass eine solche Kürzung nicht möglich war. Das Nichtwissen von solchen Vorgängen gestattet ebenso wenig ein entschiedenes nein, wie ein ja.

Allen Zweifeln über den Ursprung der Personalendungen gegenüber bleibt das Hauptargument das auch von Delbrück 2. Aufl. S. 71 anerkannte. Es kann unmöglich Zufall sein, dass die Laute *m* und *t* für die erste und dritte Person des Verbums mit denselben Lauten der Pronominalformen in der Bedeutung übereinstimmen. Zwar hat neuerdings Sayce in seiner Abhandlung „Person-endings of the European verb“ (Internat. Ztschr. I, 222 ff.) den feierlichen Ausspruch gethan: „The old agglutination theory of Bopp must be considered as dead“. Wir haben hier neben dem Guna (oben S. 121) das zweite Todesurtheil, das gegen grundlegende Gedanken Bopp's ausgesprochen ist. Aber glücklicher Weise ist diesem Urtheil schon mehrfach widersprochen worden, so von Merlo in seiner Schrift „in difesa della teoria della agglutinazione appunti critici“ Torino 1884, von Scherer Anzeiger X (1884) S. 379 und von Delbrück, der freilich zu meinem Bedauern 2. Aufl. S. 141 weniger entschieden als in der ersten Auflage und an der früher erwähnten Stelle der zweiten sich ausspricht. Der Umstand, dass augenblicklich Untersuchungen dieser Art die aura popularis nicht für sich haben, kann nach meiner Ansicht keinen Grund abgeben, die auf wohl überlegten Argumenten gegründete ältere Lehre mit jener Adaptationstheorie

auf eine Stufe zu stellen, bei welcher das Moment der Bedeutung gänzlich bei Seite geschoben wird*).

Als ein unverächtliches Mittel zur Erklärung ursprachlicher Vorgänge hat man von jeher die Analogie andrer Sprachen, zunächst jüngerer Glieder des indogermanischen Stammes, betrachtet. Ohne die deutschen und romanischen Erscheinungen wie „*ich liebe*“, „*il donne*“ wäre selbst Bopp kaum auf die Grundlagen seiner Deutung gekommen. Dass enklitische Wörtchen bei der Anschmelzung an andere sich verkürzen, kann uns lateinisches *nec*, *neu* neben *neque*, *neve* und deutsches „*ist's*“, „*s'ist*“ und ähnliches lehren. Auf welchem Wege im Neugriechischen *θέλω ἵνα* zu *θα* mit dem Conjunctiv geworden ist, verspricht Krumbacher „Beiträge zu einer Geschichte der griechischen Sprache“ S. 17 uns noch deutlicher zu zeigen. Ohne das Princip der Kürzung kommen wir für solche flexivisch gewordene Silben nicht aus. Demgemäss ist die Annahme wenig auffallend, dass selbst in den ältesten Perioden der Sprachen die Anfügung solcher Elemente mancherlei Verkürzungen mit sich brachte, durch die sich die aller Wahrscheinlichkeit nach enklitisch angefügten Wörtchen mehr und mehr von ihrem ursprünglichen Lautbestande entfernten. Auf das Princip der Kürzung als einen gar nicht abzuweisenden Factor im Sprachleben verwies ich S. 89. Es scheint mir mehr als wahrscheinlich, dass dies Princip in jener frühen Epoche wirksam war, in welcher der Uebergang von der Anfügung zur eigentlichen Flexion stattfand.

Ebenfalls belehrend sind analoge Vorgänge in völlig unverwandten Sprachen, wofür schon Buttmann und Bopp das Hebräische herangezogen haben (Verb. I² S. 35). An dem-

---

*) Ebenso spricht sich Whitney aus in seiner an Ernst Kuhn „Ueber Herkunft und Sprache der transgangetischen Völker“ anknüpfenden Abhandlung (american Journal of Philology Vol. V No. 1) aus, die sehr viel beachtenswerthes enthält, desgleichen Pott im zweiten Heft von Techmer's internationaler Zeitschr. Bd. I.

selben Orte S. 25 verweise ich auf das Ungarische. Sehr instructiv sind die Erwägungen, welche Delbrück aus Boehtlingk's Buch über die jakutische Sprache (Einleitung 2. Aufl. S. 70 ff.) beibringt. So das Factum, dass die Volkssprache der Kalmüken dergleichen Formen der Schriftsprache gegenüber verkürzt, z. B. in der 2. Sing. *tsch* für das schriftmässige *tschi*. Aehnlich schrumpft im Irischen der Pronominalstamm *me* (ich) in der Zusammensetzung mit der Präposition *do* zu *m* zusammen: *do-m* (mir). Wir haben hier also Thatsachen bezeugt, welche der von Bopp behaupteten Annahme, dass die secundäre Endung *s* aus *si* hervorgegangen sei, durchaus analog sind. Leider ist das Buch von Boethlingk, in dessen Einleitung diese Fragen lichtvoll behandelt werden, dadurch dem allgemeinen Gebrauche weniger zugänglich, dass zu seinem Verständniss die Bekanntschaft mit verschiedenen seltneren Alphabeten erfordert wird. Vielleicht entschliessen sich jüngere Forscher, solche Gebiete für die Durchforschung des indogermanischen Sprachstammes in grösserem Umfange heranzuziehen. Einiges der Art ist von Hübschmann für das Gebiet der Casuslehre, freilich mehr in syntaktischer Beziehung, geschehen.

Die Analysen ursprachlicher Formen können in zwei Arten getheilt werden, Zerlegungen in factisch vorhandene und solche in bloss erschlossene Elemente. Dass die erstere Art mehr Gewähr bietet als die zweite, bedarf keiner Begründung. Die Erklärung der Personalendungen gehört natürlich zu der ersteren Art, ebenso die oft wiederholten Versuche, die stammbildenden und die Casussuffixe aus Pronominalstämmen zu deuten, z. B. eine der ältesten Erklärungen Bopp's, das *s* als Nominativzeichen gehe auf den im Sanskrit erhaltenen Pronominalstamm *sa* zurück. Die kleinen Abschwächungen, welche man in solchen Fällen annehmen muss, machen geringe Schwierigkeiten, denn ohne sie war die leichte Beweglichkeit der Flexionsendungen unerreichbar. Aber diese liegen bei den

Casusendungen auf begrifflicher Seite. Nur selten ist das Band der Bedeutung hier klar nachzuweisen. Aber immerhin rechnet man dabei mit gegebenen, nicht mit rein imaginären Grössen, und es verdient unter allen Umständen Beachtung, dass dieselben Laute, unter den Vocalen *a* und *i*, unter den Consonanten *t*, *s*, *m*, *n*, am häufigsten an diesen verschiedenen Stellen vorkommen. Von ähnlicher Art ist auch die Vermuthung, *a* als Zeichen der Vergangenheit sei ein partikelartig vorgeschlagenes Pronomen, das in die Ferne weise. Wenigstens im Sanskrit ist dieser Gebrauch des Pronominalstammes einigermassen nachweisbar, vergl. Verb. I² 133 ff., wo ich mit der Erklärung Scherer's so ziemlich zusammentreffe. Der Gedanke, Suffixe verschiedenster Art auf Partikeln zurückzuführen, ist allmählich beliebter geworden*). Aber der wirkliche Nachweis von dem Dasein der vermutheten Partikeln ist oft wenig gelungen. Es mag sein, dass das *k* litauischer Imperativformen, z. B. *bu-k* (sei), auf einer Partikel beruhe. Aber schwerer ist diese Partikel als einst wirklich für sich existirend zu erweisen. Und noch weniger ist dies wahrscheinlich gemacht von Thurneysen, Ztschr. XXVII, 172, in seiner Abhandlung über den indogermanischen Imperativ, z. B. für eine Form wie sanskr. *as-tu* (er sei), für den griechischen Imperativ des sigmatischen Aorists, z. B. *δεῖξον*, wo Thurneysen eine Partikel *am* vermuthet, dieselbe, die auch in sanskr. *ah-am* (ich) stecke. Wer irgendwie gewohnt ist, die Bedeutung im Sprachleben für einen nicht ganz ausser Acht zu lassenden Factor anzusehen, der fragt doch, was hat die Imperativendung mit der in *ah-am* wahrscheinlich anzunehmenden Casusendung zu schaffen? Und wenn nun vollends die nur

---

*) Der neueste Beleg für die Verfolgung dieses Weges ist der von Leskien „Die Partikel *-am* in der Declination“, Berichte üb. d. Verhandlungen der k. sächs. Ges. d. Wissenschaften. Philolog.-hist. Cl. 1884 I. II. L. 1884.

für einzelne griechische Localmundarten nachweisbaren Formen ϑίγον, λάβον ebenso gedeutet, also für aus jenem nur für die Ursprache vorausgesetzten *am* entstanden ausgegeben werden, so sieht man, wie dünn diese Gespinnste sind, für deren Aufstellung ich übrigens den Scharfsinn und das anregende der Darstellung nicht verkennen will. Osthoff in seiner Geschichte des Perfects S. 324—390 glaubt, eine neue Erklärung für das griechische Perfectum mit κ geben zu können und zwar wiederum mit Hülfe einer Partikel. Die Endung κα soll nichts andres sein als die längst bekannte, jedermann geläufige Partikel κέ, κέν, wofür bekanntlich auch die mundartliche Form κᾰ́ oder κᾱ́ erwiesen ist. δέδωκα wäre also nichts andres als δέδω + κα (= κέν). Aus der Geschichte des Perfects auf κα ist längst festgestellt, dass diese Bildungsweise bei Homer erst im Entstehen begriffen ist. Sie muss folglich auch aus dem Griechischen selbst erklärt werden. Und wer hier mit einer Partikel κα operirt, der hat zu zeigen, dass diese Anwendung der bekannten Partikel sich vereinigen lässt mit dem, was wir über den griechischen Gebrauch derselben wissen. Auch versucht Osthoff diese Forderung zu erfüllen. Trotz allem aber, was er über einzelne seltnere Gebrauchsweisen von κέν bei Homer vorbringt, hat er nicht erwiesen, dass die herrschende Meinung, κέν sei so gut wie ἄν eine Partikel zum Ausdruck des eventuellen oder des bedingten, irgendwie zu berichtigen sei. Keine Verbalform hat mit dieser Bedeutung weniger gemein, als der Indicativ des Perfects nach seiner festen, im Griechischen von Anfang an ausgeprägten Anwendung auf eine in der Gegenwart abgeschlossene Thatsache, und es ist eine kühne Behauptung, wenn Osthoff S. 346 sagt: „Dass uns kein Beispiel des Indicativs des Perfects mit der (unverschmolzenen) Partikel κέν bei Homer begegnen will, ist zum Theil gewiss wohl als eine Sache des Zufalls zu betrachten“. Auch mit der Annahme, die Partikel κέν, κά entspreche dem sanskritischen Substantiv *çam* „Heil“, „Wohl“ — von wo dann zu

unsrer deutschen Partikel „wohl“ ein kühner Weg gebahnt wird —, steht es sehr misslich; noch misslicher mit der Annahme, jenes *κα* im Perfect sei der deutschen Partikel „wohl“ im volksthümlichen Erzählungston zu vergleichen, z. B.: „Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein“. Diesem „wohl“ entspricht eher die Partikel *τοί* oder *ἤτοι* (z. B. *ἤτοι ὅ γ᾽ ὣς εἰπὼν κατ᾽ ἄρ᾽ ἕζετο*) nach epischem Gebrauche als Ausdruck treuherziger Versicherung. Auch hat ja bekanntlich der Indicativ Perfecti nach älterem griechischen Gebrauch mit der Erzählung nichts zu thun. So gern ich zugebe, dass sämmtliche bisherigen Erklärungsversuche der fraglichen Perfectform ihre Schwierigkeiten haben, so wenig glaube ich, dass dieser neueste Anklang finden wird.

NACHWORT.

Indem ich hier diese Betrachtungen abbreche, drängt es mich, am Schlusse derselben ein allgemeines Wort zu sagen.

Mich leitete theils ein persönliches, theils ein rein sachliches Motiv. Das persönliche bestand darin, zu zeigen, dass ich eine Reihe von Behauptungen weitgreifender Art nicht etwa aus Laune oder aus trägem Beharren beim alten, sondern aus Gründen ablehne, die hier nun zu jedermanns Prüfung vorliegen. Ich habe dabei mit Freuden die Gelegenheit benutzt, wo es mir möglich war, meine Zustimmung auszusprechen oder Missverständnisse zu beseitigen.

Weit überwiegend aber war für mich der sachliche Gesichtspunkt. Eine so schwierige Wissenschaft, wie die unsrige, bedarf einer gewissen Uebereinstimmung in den Kernfragen. Zur Gewinnung dieser beizutragen, war ich vor allem bestrebt. Die mannichfachen Anregungen und Förderungen, welche der Wissenschaft aus den neuesten Arbeiten erwachsen sind, erkenne ich gern an. Aber dass in ihr jemals eine „Katastrophe" eingetreten sei, dass man sich jetzt auf einem neuen verlässlicheren Boden befinde, von welchem aus alles neu anzugreifen sei, kann ich nicht zugeben. Dies zu behaupten, war meines Erachtens ein Fehler. In einer verfehlten Nachahmung der Naturwissenschaften hat man für die Sprachforschung ausschliesslich in den Lautverhältnissen eine feste Regel zu gewinnen und deren Ausnahmslosigkeit zu erhärten versucht. So fest es steht, dass die Lautverhältnisse stets der natürliche Ausgangspunkt für jede Einzelfrage sein müssen, so wenig

kommt man auf diesem Gebiet mit unverbrüchlichen Formeln aus. Mass und Ordnung durchdringt das ganze Wesen der Sprache. Die Erforschung der Sprache gehört zu den geschichtlichen Geisteswissenschaften und bei diesen ist vielfach nicht ohne ein vorsichtig tastendes Verfahren auszukommen. Darum ist auf die Bedeutung der fraglichen Wörter und Wortformen ebenso sorgfältig wie auf die Laute zu achten und vor allem in jedem einzelnen Falle von den unbefangen ermittelten Thatsachen der Sprachgeschichte auszugehen. Dass wir dabei häufig, namentlich wo es sich um die Gründe der einzelnen Erscheinungen handelt, über eine gewisse Wahrscheinlichkeit nicht hinauskommen, wird zuzugeben sein. Aber was nützen zuversichtliche Behauptungen, bei denen man doch zu rein willkürlichen Annahmen greifen muss? Im Anschluss und unter kritischer Benutzung der Arbeiten, welche vom Beginn der vergleichenden Sprachwissenschaft an bis auf die Gegenwart unternommen sind, wird man, das ist zu hoffen, weiter und weiter kommen.

Um mich möglichst vor rein subjectiven Meinungen zu hüten, habe ich überall mich bemüht, die Aussprüche andrer Gelehrter heranzuziehen und so ein Bild der Meinungen zu geben, die keineswegs in dem Masse übereinstimmen, wie dies häufig behauptet wird. Auch hat, irre ich nicht, die Zuversicht, mit der man vor neun Jahren eine neue Aera erwartete, schon vielfach sehr nachgelassen. Sollten diese Blätter etwas zur Klärung der Meinungen und zur Ausgleichung der Gegensätze beitragen, würde ich das nach mehr als vierzigjähriger Bemühung auf diesem Gebiete als den schönsten Lohn betrachten.

Ich kann nicht schliessen, ohne meinem lieben Freunde und Collegen Ernst Windisch für die treue, anregende und vielfach belehrende Theilnahme, die er diesem Buche von Anfang bis zu Ende widmete, herzlich zu danken.

Leipzig, Januar 1885.

REGISTER.

I. Sachen und Personen.

II. Einzelne Wörter.

Druckfehler.

S. 32 Z. 9 v. o. lies *Λῦσις* statt *Λύσις*.
S. 92 Z. 2 v. u. ist nach „p. 358" „zu" zu streichen.
S. 109 Z. 10 v. u. lies orĭlŭ statt orělŭ.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.



Druck von J. B. Hirschfeld, Leipzig.

